

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Geleitet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XL. Jahrgang 1935.

Mit 2 Figurentafeln und 3 Textabbildungen.
Mit Titel und Inhaltsverzeichnis des 40. Jahrganges.

Inhaltsangabe des XL. Jahrgangs.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

	Seite
Franz Kirnbauer: Ueber bergmännische Grußformeln	1
Walter Tschinkel: „Ventilsitten“	8
Franziska Juer-Marbach: Kinderspiele aus Fieberbrunn	13
Franz Kirnbauer: Neujahrswünsche und -Sprüche aus Allerheiligen, Bezirk Perg, Oberösterreich	15
Arthur Haberlandt: „Hiasl, Hansl, Pferschakern“	18
Richard Wolfram: Die Böhmerwälder „Faschingbursch“	33
Rudolf Kriss: Die bäuerliche Hinterglasmalerei zu Sandl als Volkskunst der Gegenwart (mit einer Figurentafel)	45
Arthur Haberlandt: Großstadtvolkskunde	49
Rudolf Kriss: Volkstümliche Kultformen im Lavanttale (mit einer zweiseitigen Figurentafel)	61
Leopold Schmidt: Der „Spielmann“ im Schwarzensee	68
Maria Lang-Reitstätter: Wiese und Feld in Villgraten (Osttirol) I	70
Leopold Schmidt: Adventspiel und Nikolausspiel (mit einer Verbreitungskarte)	97
A. V. Issatschenko: Eine Schrecklarve aus Kärnten (mit einer Abbildung) ,	106
Franz Schmutz-Höbarten: Alte Volksbräuche im oberen Waldviertel . ,	111
Hermann Mang: Raaberkreuze	116
Viktor Winkler-Hermaden: Kärntner Volkskunstwoche in Drauhofen	116
Arbeitsgemeinschaft für Lehrer an Bauernschulen am Litzlhof in Kärnten	118

Literatur der Volkskunde.

Buchbesprechungen Nr. 1—59 19—24, 51—60, 89—96, 118—126

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1934.

Erstattet vom Vereinspräsidenten Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt . 25—32

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Über bergmännische Grußformeln.

Von Ing. Franz Kirnbauer, Schwertberg.

Die deutsche Bergmannssprache weist bekanntlich ein sehr hohes Alter auf. Neben der bergmännischen Tracht hat sie sich nahezu unverändert vom frühesten Mittelalter bis in die Jetztzeit erhalten. Man war bisher geneigt, auch dem bekannten Bergmannsgruß „Glück auf!“ dieses hohe Alter zuzuschreiben. Dies trifft jedoch nicht zu, wie vor kurzem nachgewiesen werden konnte¹⁾, denn dieser Gruß ist aller Wahrscheinlichkeit nach erst im 17. Jahrhundert entstanden und in der zweiten Hälfte desselben allgemein in Gebrauch gekommen. Bis dahin dürften die Bergleute keinen besonderen Gruß gehabt haben, was sich aus dem Umstande schließen läßt, daß ein solcher Gruß in den damaligen Bergbüchern²⁾ nicht erwähnt wird. Die Knappen begrüßten sich wohl einfach mit der Tageszeit oder auch mit „Grüß Gott!“ Eine Grabsteininschrift aus dem Jahre 1537 über dem Grabe eines Gewerken enthält die Worte: „Grves got das edel Perkerch!“³⁾ Ein anderer alter Gruß, auf Stichen und Münzen überliefert, war auch: „Gott segne das Bergwerk“. Auch Lieder und Liedanfänge aus dieser Zeit⁴⁾ kennen das „Glück auf!“ noch nicht, erst

1) F. Kirnbauer: Der deutsche Bergmannsgruß; Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft der Freunde der Leobener Hochschule, Leoben 1927, S. 3.— F. Kirnbauer: Der deutsche Bergmannsgruß, Forschungen und Fortschritte, Berlin, 4. Jahrg. (1928), S. 1.

2) Agricola gebraucht in seinem berühmten Bergbuche „De re metallica“ im Jahre 1556 bezw. in seiner 1621 durch Ph. Bech erschienenen deutschen Uebersetzung am Schlusse seiner Widmung den Gruß „Lebet wohl“. — Die Sarepta (1571), in der Mathesius ein treues und vollständiges Bild der Bergmannssprache seiner Zeit gibt, kennt den Gruß „Glück auf!“ ebenfalls nicht. Auch von Albinus (Meyssnerische Berg-Chronik, 1590), Löhneyss (Bericht vom Bergwerk, 1617) und anderen bergmännischen Schriftstellern wird er nicht genannt; Berward (1673) hätte denselben aber anführen müssen, wäre er ihm bekannt gewesen, denn unter den bergmännischen „terminis und Redensarten“, die sein „Interpres phraseologiae metallurgiae“ enthält, werden unter „Berggruß“ zwei später noch zu nennende Grußformeln aufgeführt.

3) Oesterr. Zeitschr. f. Berg- und Hüttenwesen, Wien, Jahrg. 1887, Tafelbeilage 11.

4) „Bergkreyen“ 1537, Neuausgabe durch O. Schade, Weimar 1854 und John Meier, Halle 1892.

die Liedersammlung des „Bergliederbüchleins“⁵⁾ vom Beginne des 18. Jahrhunderts (ca. 1705) bringt zahlreiche bergmännische Lieder, die den Gruß „Glück auf!“ als Liedanfang oder in den Liedworten verwenden.

Die Entstehung des Bergmannsgrußes „Glück auf!“ ist auf die Zusammenziehung des Wunsches: „Das Glück schließe sich dir auf!“ zurückzuführen und bedeutet wohl zuletzt, dem Bergmanne möge reicher Bergesegeu beschieden sein. In diesem Sinne schreibt auch Christoph Herttwig, Stadtsyndikus und Assessor des Rath- und Bergschöppen-Stuhls zu Freiberg in Sachsen, in seinem „Neuen und vollkommenen Bergbuche“ 1710⁶⁾: „Glück-auff! ist der Bergleute gewöhnlicher Gruß. Und würden sie sehr übel empfinden, wenn einer sagen wolte: „Glück zu“. Indeme die Klüffte und Gänge sich nicht zu-, sondern aufthun müssen.“

Und an anderer Stelle⁷⁾ wird die Art und Weise, wie sich Bergleute zu begrüßen pflegen, von Herttwig folgendermaßen beschrieben: „Weil auch die Berg-Leute bey ihrer Zusammenkunfft gemeinlich einander die Hände zu geben, und die Daumen auff eine sonderliche Art an einander zu setzen, auch daran die Hände in einandern zu winden und so dann die einander geschlossenen Hände und Arme etwas zu schütteln oder zu schwencken pflegen, umb dadurch gute alte Treue und Freundschaft zu bezeugen: ist das Sprichwort entstanden, daß, wenn zwey Personen einander gut meynen, und die Hände geben wollen, man es auff gut Bergmännisch heisset.“

Balthasar Rößler bezeichnet in seinem „Hellpolierten Bergbau-spiegel“⁸⁾ (1700) ebenfalls das „Glück auf!“ als Gruß der Bergleute in und außer der Arbeit. Aehnlich wie Herttwig, gibt auch C. Melzer in seiner Beschreibung der Stadt Schneeberg⁹⁾ (1684) für die „bergmännische Rederart“ als deren Sinn an: „Ich wünsche Glück, daß sich die Gänge dir auftun, nicht zuschließen“, und schreibt an anderer Stelle: „Glück zu ist nicht Bergkmännisch. Glück auff ist Bergkmännisch. Glück auff! auff! heißt es, nicht Glück zu. Bergkleute leiden diese Formel nicht, sie dancken auch gar nicht gerne einmal auff das Glück zu, aber auff das Glück auff dancken sie fleißig.“ Desweiteren heißt es bei Melzer: „Dieses weiß jedermann, daß dieses Glück auff die gemeine und gewöhnliche Grusses-Formul der Bergk-Leute ist, wenn sie sowohl uff denen Zechen als anderswo ausser denenselben einander begegnen: Glück auff! heist es und müste daß kein redlicher Bergkmann seyn, der nicht seinen Schlegel-Gesellen, oder auch ein ganzes Gelagk mit einem Bergkmännischen Glück auff! grüssete.“ — Aus dem

⁵⁾ Neuvermehrtes vollständiges Berg-Lieder-Büchlein, wahrscheinlich in Freiberg i. S. um 1705 erschienen, (Neuausgabe mit Anmerkungen von A. Kopp, Hannover, 1906).

⁶⁾ Christoph Herttwig: Neues und vollkommenes Bergbuch, Dresden und Leipzig, 1710 I. und 1734 II. Auflage; Seite 187 a.

⁷⁾ Ebenda, Seite 55 b.

⁸⁾ Balthasar Rößler: Speculum metallurgiae politissimum, Dresden 1700, Anhang hinter dem Register: Deutlich erklärte Bergmännische Termini und Redens-Arten . . . , sub G.

⁹⁾ Christian Melzer: Bergkläufftige Beschreibung der Churfürstl. Sächss. freyen . . . u. löblichen Bergk-Stadt Schneeberg, 1684, S. 668 u. 671.

Jahre 1684 und aus dem Sächsischen Erzgebirge (Schneeberg) stammt somit der erste literarische Beleg für den Gruß „Glück auf!“

Auch der Aberglauben hat sich unseres Bergmannsgrußes bemächtigt, denn es heißt oft: „In den Bergzechen soll man nicht sagen „Glück zu!“ sondern „Glück auf!“ Es fällt sonst das Gebäude ein!“¹⁰⁾

Endlich sei noch ein Büchlein eines unbekanntem Verfassers¹¹⁾ aus dem Jahre 1732 erwähnt, welches folgenden Namen trägt:

„Curiose und Lustige Kunst und Handwerks-Notarius, welcher jegliche Woche allen Professionen und jetzo von Berg-Bauren und Ertzknapen was funkel-Nagel-Neues aus der alten Patrontaschen der würdigen Frauen Palladis herfürbringt.“ Darin heißt es:

„Was die Grüße und Redensarten deren Bergbauren oder Ertzknapen anbetrifft, so sind die ersten wenig und kurtz, die letzteren abedesto mehr und weitläuffig genug, so daß sie die Jäger und Waid-Leuthe noch übertreffen.

Wann ein Bergknap zu- oder abkehret in die oder aus der Arbeit tritt, welches ihm dann alle 14 Tage frey stehet, so sagt er bey der An- oder Einkehre: „Glück auf!“ Wann er um Arbeit anspricht, so sagt er: „Glück auf! Kan ich Schweiß-Gwerig¹²⁾ bei Euch kriegen?“ Wann er seine Arbeit ankündet, sagt er: „Glück auf! Ich kehr ab und will auf weiter Glück wandeln“; und begehret er einen schriftlichen Abschied, wird ihm dieser auch gegeben, wofür er dem Bergschreiber einen Schicht-Lohn erlegen muß.

Wann er aber das erstemahl in die Zech-Stuben, als deren Bergleuthen Convent oder sonst zu einer Versammlung kommt, so spricht er: „Glück auf! Gott ehre das Gelag, ehre ich das Gelag nicht, so bin ich kein ehrlicher Bergmann nicht!“

Dies ist eine der ältesten bergmännischen Grußformeln, die auf uns überkommen ist und die überdies über das gesamte deutsche Sprachgebiet verbreitet gewesen zu sein scheint; sie wird übrigens ähnlich auch von Hertwig (1710 und 1734) aus dem Sächsischen Erzgebirge angeführt und lautet in den beiden frühesten, uns durch Berward übermittelten und aus dem Jahre 1673 stammenden Fassungen folgendermaßen:

Gott grüße euch alle miteinander
Bergmeister, Geschworne, Steiger, Schlegelgesellen,
wie wir hier versamlet sein;
mit Gunst bin ich auff gestanden,
mit Gunst will ich mich niedersetzen,
grüßte ich das Gelach nicht,
so wäre ich kein ehrlicher Bergmann nicht.

¹⁰⁾ J. Grimm: Deutsche Mythologie, Anhang S. 81; — Gebäude: in der Bergmannssprache soviel wie Bergwerk, Grubenbau.

¹¹⁾ Joanneumsbibliothek, Graz.

¹²⁾ Schweiß-Gwerig, älterer sächsischer bergmännischer Ausdruck für „Arbeit“, in der Bedeutung, Schweiß gewährend.

Oder:

Gott ehre das Gelag
 heut morgen und den gantzen Tag,
 ist es nicht groß,
 so ist es doch aller Ehren werth.

Eine in T i r o l in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebräuchliche Grußformel teilt J. S p e r g e s¹³⁾ in seiner Bergwerksgeschichte mit: „Wir fanden die Gesellen bei ihrer Arbeit und rufeten ihnen den gewöhnlichen Berggruß zu: Gott gebe Euch gut Glück und Segen.“ — Also ebenfalls ein Wunsch auf Bergseggen und Wohlergehen!

Im allgemeinen bestehen Gruß und Gegengruß des Bergmannes von heute nur aus den zwei einfachen Worten „Glück auf!“ Vor nicht gar langer Zeit jedoch hieß die Antwort auf „Glück auf!“ allgemein Gott gib's!“ — Neben dieser alten Grußformel haben sich in einzelnen deutschen Bergbaugebieten noch eigene örtliche, am besten als „reviereigen“ zu bezeichnende Grußformeln gebildet und größtenteils sogar bis in die Gegenwart erhalten. So lautet z. B. eine derartige Grußformel:

Steiger: „Glück auf!“
 Häuer: „Gott gib's!“
 Steiger, bei der Abkehr vom Ort: „Bewahre Euch Gott!“
 Häuer: „Und Euch auch auf der Weiterfahrt!“

Eine ganz ähnliche Grußformel ist in K r a u b a t h in Obersteiermark gebräuchlich:

Steiger, wenn er vor Ort kommt: „Glück auf!“
 Häuer: „Gott gib's!“
 Steiger, wenn er vom Ort abkehrt: „Glück auf!“
 Häuer: „Gott gib's und Euch weitere glückliche Fahrung!“

Auch in F o h n s d o r f in Steiermark war eine ähnliche Grußformel bis vor kurzem noch üblich, sie lautete:

Steiger, beim Kommen: „Glück auf!“
 Belegschaft: „Glück auf!“
 Steiger, beim Abgange: „Glück auf!“
 Belegschaft: „Wünsche glückliche Befahrung!“
 Steiger: „Gott gib's!“

Aehnlich grüßte auch im H a r z bis in die letzten Jahre der Steiger bei der Abkehr vom Ort die Belegschaft mit den Worten: „Es geh Euch wohl!“, worauf der Häuer antwortete: „Fahren S' glücklich!“

¹³⁾ Josef S p e r g e s: Tyrolische Bergwerksgeschichte, Wien 1765, S. 319.

Im Zwickauer Revier in Sachsen grüßt der Einschieber beim Anfahren den Fremden: „Kommen Sie gut wieder!“ Der Häuer grüßt mit den Worten: „Fahren Sie gut durch!“ oder auch „Fahren Sie gesund durch!“

In Westfalen antwortet der Arbeiter auf das „Glück auf!“ des Steigers oft auch mit: „Auck so!“

Auf dem Knappenberge bei Hüttenberg in Kärnten konnte man bis vor kurzem von älteren Bergleuten noch folgende Grußformel hören:

Hutmann, bei Ankunft vor Ort: „Glück auf!“

Häuer: „Gott gibts!“

Hutmann, bei der Abkehr vom Ort: „Bewahre Euch Gott!“

Häuer: „Gott dank, wünsch glückliche Befahrung und die heilige Barbara beschütze Euch!“

Der Vollständigkeit halber sei auch noch die im Freiburger Reviere übliche Grußformel bei Beginn eines Schreibens erwähnt; jeder Brief beginnt hier mit den Worten: „Zuvörderst ein sächsisch bergmännisch Glück auf!“, dann geht das Schreiben weiter. — Im Sächsischen Erzgebirge war vor einigen Jahren (1925) auf der Silbergrube „Alte Hoffnung Gottes“ zu Kleinvoigtsberg bei Freiberg i. Sachsen — inzwischen ist die Grube gänzlich zum Erliegen gekommen — noch folgende bergmännische Grußformel allgemein gebräuchlich¹⁴⁾:

Obersteiger, bei der Anfahrt: „Glück auf!“

Bergmann: „Glück auf!“

Obersteiger, bei der Abkehr vom Ort: „Gesund Schicht!“

Bergmann: „Das walte Gott! Fahren Sie gesund durch, Herr Obersteiger!“

Bei der Anfahrt eines Steigers vor Ort spielte sich die Grußformel nur bis zum Häuergruß „Das walte Gott!“ ab, der Schlußsatz entfiel. — Erwähnt sei auch noch, daß es damals dort noch üblich war, vor der Morgenschicht eine Andacht mit Gebet, Gesang und Orgelspiel abzuhalten; sie schloß mit einem Gebete und den Worten des Vorbeters „Nun fahrt in Hoffnung an!“

Endlich sei auch noch des SalzweSENS gedacht. Aus unseren alten österreichischen Salzbergbauen ist Verfasser bisher keine besondere bergmännische Grußformel von volkskundlichem Interesse bekannt geworden. Bemerkenswert ist nur die Anrede, wie bis in die 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu Hall-

¹⁴⁾ Freundlichst mitgeteilt von Dipl.-Bergingenieur G. Schultze, Gelsenkirchen-Buer.

statt die älteren Bergleute den Betriebsleiter am Rudolfsturm ansprachen; diese Anrede lautete: „Glück auf! Gstreng Herr Verwalter!“ Sonst war bloß der Gruß „Glück auf!“ üblich.¹⁵⁾

Aus Reichenhall in Bayern dagegen stammt folgender, durch G. Kühne-Hellmessen, München, bekanntgewordene, bisher mündlich überlieferte Salzspruch, der als ein bis ins 16. Jahrhundert zurückgehender „Hallfahrergruß“ anzusprechen ist und lautet:

„Ich bin ein freier Salzfuhmann
und niemand mein geraten kann,
Fahr Salz hinaus, bring heim die Sachen,
zu Kleider, Werkzeug, Hausrat machen.
Han meinen Stand gebracht in Ehren
Und tu das ganze Land ernähren.
Erwart die Hoffnung noch daneben,
Gott wird mir Glück und Frohmut geben.“

Als in diese Reihe gehörig ist auch ein von G. Kühne-Hellmessen dichterisch erfaßter Hallfahrergruß aus Hall in Tirol zu erwähnen, welcher auf Vorkommnissen des 16. Jahrhunderts fußt und eine im 17. und 18. Jahrhundert gebräuchliche tirolisch-bayrische Grußformel zwischen Hallfahrer (Salzfuhmann) und Gastwirt darstellt, wie sei beim Eintritte des ersteren in die Gaststube gesprochen zu werden pflegte:

Gruß des Hallfahrs: „Gott zum Gruß, Leut!
Salz und Brot, zum Leben, zum Tod
seind heilige Zwei der himmlischen Drei,
des Vaters, des Sohns, des heilig Geists — Amen!“

Antwort des Wirtes: „Brieh dir's Brot,
solang du mir's Salz verschenkst!“

Hallfahrer: „Vergelts Gott!“

Zusammenfassend kann somit gesagt werden: Im Vorstehenden wurde versucht, einen Ueberblick über die Entstehung des Bergmannsgrußes „Glück auf!“ und eine in dieser Vollständigkeit erstmalige Zusammenstellung von volkläufigen bergmännischen Grußformeln zu geben, die gewiß des Interesses weiterer Kreise und weiterer volkskundlicher Forschung wert sind; durch sie wird ein Einblick in die Seele des deutschen Bergmannsstandes gewährt. Niemand wird sich bei aufmerksamer Betrachtung der eindringlichen Sprache dieser bergmännischen Grußformen entziehen können. Nicht nur aus dem einfachen „Glück auf!“-Grüße, sondern insbesondere

¹⁵⁾ Freundlichst mitgeteilt von Hofrat Ing. C. Schraml, Linz a. D.

auch aus den verschiedenen bergmännischen Grußformeln sprechen tiefer Ernst, trotz steter Gefahr innige Verbundenheit mit dem Berufe und aufrichtiges Gottvertrauen. — Von den vielen Tausenden von Bergleuten im gesamten deutschen Sprachgebiet, die heute täglich diesen Gruß „Glück auf!“ empfangen und erwidern, denkt keiner mehr an die ursprüngliche Bedeutung desselben. „Glück auf!“ ist dem Bergmann in Fleisch und Blut übergegangen und hat eigentlich einen tieferen Sinn erlangt, als ihm ursprünglich innelag; während nämlich dieser Bergmannsgruß zur Zeit seiner Entstehung nur den Wunsch nach reichem Bergsegen ausdrücken sollte, bedeutet heute das „Glück auf!“ den Wunsch nach Glück und leiblichem Wohlergehen des Bergübten, er möge ohne Gefahr in der Tiefe der Grube seine Schicht verfahren und wohlbehalten wieder zu Tage zurückkehren. In diesem Sinne gebraucht man heute den Bergmannsgruß nicht nur in allen Ländern deutscher Zunge, sondern überall auf der ganzen Welt, wörtlich oder in Uebersetzung, wo Bergleute Schächte teufen und die Keilhau schwingen.

Zum Schluß seien die „Alten fünf Bergwünsche“ für Gang, Lager, Flöz, Stockwerk, Butzen und Nester angeführt, die von A. Schlossar¹⁶⁾ um 1870 in Eisenerz aufgezeichnet wurden und, möglicherweise alte bergmännische Beschwörungsformeln in Bezug auf die Lagerstätte darstellend, sich durch ihr schönes Wortspiel mit unserem Bergmannsgruße auszeichnen.

Die alten fünf Bergwünsche.

1.

Glück auf! und Glück mein,
Ueber Stock und über Stein,
Ueber Rauh und über Glatt,
Wo der Gang sein Streichen hat.

2.

Glück auf! und Glück nieder,
Der Bergmann kommt wieder,
Durch Finster und durch Licht,
Wo sein Erzlager bricht.

3.

Glück auf! und Glück aus,
Das Flöz beißt aus,
Mit eisernem Hut
Ist's dem Bergmann recht gut.

4.

Glück auf! und Glück ab,
Das Stockwerk baut ab,
Gewinnt es auf Straßen,
Verhaut Eure Maßen.

5.

Glück auf! und Glück voll,
Baut nur auf Gratwohl,
Bei Nestern und Butzen
Will's selten viel nutzen.

¹⁶⁾ A. Schlosser, Lit.- und Culturbilder, Graz, 1879, Seite 293.

„Ventilsitten“.

Von Walter Tschinkel, Steinbichl in Kärnten.

Die Gemeinschaft hat in sich die Tendenz, nicht nur soziale Triebe (z. B. Hilfstrieb) möglichst vollkommen zur Entwicklung kommen zu lassen, sondern auch asoziale (z. B. Kampftrieb, Lüge, Diebstahl) in ihren Dienst zu stellen. Das ist aber nur dann möglich, wenn ihnen der asoziale Stachel genommen und ihre Entladung im Lichte der Öffentlichkeit, also unter Gemeinschaftskontrolle erfolgen kann, denn vollkommen ausgelöscht kann ein Trieb niemals werden. Den asozialen Trieben läßt man nun in Sitte und Brauch einen Ausweg. Es ist eine glückliche Wortprägung, wenn in diesem Falle der Ethnologe H. Schütz von „Ventilsitten“ spricht (zitiert nach Vierkandt, Gesellschaftslehre, Stuttgart 1928, S. 305). Seit Groos wissen wir es auch, daß Wettkämpfe mit Spielcharakter eine harmlose Katharsis gefährlicher Triebe ermöglichen.

In unserem Falle kommen die gefährlichen Triebe unbewußt für die Einzelnen zu wertvoller Entladung im Dienste der Gemeinschaft. Bewußt wurde die Nutzbarmachung gefährlicher Kampftriebe z. B. von Leibniz angestrebt. Er wollte durch eine Denkschrift die räuberischen Gelüste eines Ludwig XIV. von Europa hinlenken auf die Europa bedrohenden Türken zum Nutzen der ganzen Christenheit.

Wir betrachten im Folgenden die Nutzbarmachung von Kampf und Lüge durch die Gemeinschaft:

a) Kampf.

I. Ernste Kampfhandlungen in der Gemeinschaft und nach außen hin.

Zu ernsten Kampfhandlungen, die schwer körperlich schädigen könnten, kommt es innerhalb der Gemeinschaft selten. Eigenartigerweise scheint aber ein bloßer Wortstreit unsere Bauern weniger seelisch als vielmehr körperlich zu treffen. Zwei sind miteinander „z'rafft“, wenn sie sich auch nur gestritten haben. Man kann jemanden mit Worten „zichteng“. Böse Worte nimmt sich mancher gar nicht zu Herzen: „Als wann du mit anar Lörch'n schimpf'm tast“.

Kämpfe nach außen hin sind aber gar nicht selten. Diese lassen unser Gemeinschaftsgebilde besonders scharf zu Tage treten, denn sie werden in den seltensten Fällen persönlich genommen,

sondern fast immer entpuppen sie sich als Kämpfe, in denen Dorf gegen Dorf steht. Bezeichnenderweise erzählt man sich nach solchen Raufereien, z. B. man habe „mit de Sörgar¹⁾ g'raft". Besonders häufig kommt es auf Kirchtagen zu solchen nachbarlichen Entladungen. Wird dabei ein einziger Steinbichler¹⁾ angegriffen, sofort fühlen sich auch die anderen mit ihm solidarisch gegen die Angreifer. Es ist „von jeher dem Kampf die disziplinierende und organisierende Kraft nachgerühmt worden, die er auf die Kampfgenossen nach innen ausübt" (Vierkandt, Gesellschaftslehre, Stuttgart 1928, S. 83). Ein ähnliches Zusammenstehen finden wir auch bei primitiven Völkern, vor allem aber bei geselligen Tieren. W. Köhler erzählt, daß der „empörte Schrei", den ein Schimpanse ausstößt, wenn er sich gegen einen Menschen etwa wendet, die andern alarmiert und „gleich geht es wie eine Welle von Wut durch die Gruppe und von allen Seiten eilen die anderen zum gemeinsamen Angriff" (zitiert nach Vierkandt, ebd., S. 82).

Wenn es aber auch ab und zu innerhalb der Gemeinschaft zu Raufereien und Streitigkeiten kommt, so reißen dadurch die gemeinschaftlichen Fäden nicht vollkommen. Nach solchen Kampfhandlungen macht sich der Schmerz über erfolgten Gemeinschaftsverlust dadurch bemerkbar, daß man immer wieder behauptet, man „pfeife" auf einander. Darin gerade drückt sich die Sehnsucht nach dem alten Beziehungszustande aus. Um den Beziehungsverlust einigermaßen wett zu machen, bemüht man sich, Gemeinschaftserlebnisse im kleinen Kreise zu intensivieren (so betonte eine Wirtin, die mit den meisten des Dorfes zerstritten war, nach einem Kirchtage, an dem sie aus dem Grunde wenig Leute gehabt hatte, immer wieder, es sei für die wenigen Gäste um so lustiger gewesen, weil die „andern" ferne geblieben seien).

Feindseligkeiten innerhalb der Gemeinschaft haben auch selten Dauercharakter. Diese Tatsache macht es möglich, daß einzelne schon mit allen in der Gemeinschaft „z'raft" gewesen sein können, ohne sich dadurch aus dem Gemeinschaftsrahmen von selbst gelöst zu haben. Wären sie aber gleichzeitig gegen alle gestanden, so hätte das das Ende ihrer Gemeinschaftsteilnahme überhaupt bedeutet. So aber tilgt man einfach eine alte Feindschaft, wenn eine neue ausbricht.

Gar nicht selten sind Fälle, wo sich zwei „Z'rafte" wieder finden, nicht aus innerem Bedürfnis heraus, sondern in der Be-

¹⁾ Zwei Bergdörfer in Kärnten, in der Nähe von St. Veit an der Glan.

kämpfung eines Dritten. „An demselben Tage wurden Herodes und Pilatus Freunde, denn vorher waren sie einander feind“ (Lukas, 23. Kap. 12).

Schlimmer ist es aber, wenn die Händel vor Gericht ausgetragen werden. Dann vernarben die Wunden schwer. Da sich in der Gemeinschaft nichts geheim zutragen kann, so werden die Kämpfe, die sich vor aller Augen abspielen, stark vonseiten der Zuschauer her beeinflußt. „Z'kurz keman“ will niemand. Ein gerichtliches Urteil greift aber an die Wurzel bäuerlichen Stolzes: man wird öffentlich als „Verspieler“ gebrandmarkt und verliert das Recht, „hin a wiedar protz'n“ zu können (jeder Bauer ist mehr oder weniger ein „Protz'nbauer“).

II. Der Kampf in gemeinschaftsfördernder Form.

Es können Kampfspiele, von denen jetzt die Rede sein soll, zu Ernstkämpfen ausarten, wenn die Spielregel verletzt wird. Das bestätigt uns auch die Sage: in früheren Zeiten wurde in Zammelsberg auf der Ringtratte oft gerungen, besonders oft mit den benachbarten Steinbichlern. Eines Sonntags kam es wieder zum Ringen. „Aber es blieb nicht beim Wettkampfe, sondern unverhofft entspann sich ein ernster Streit, und dieser artete wie gewöhnlich in eine ernste Rauferei aus“ (G. Graber, Sagen aus Kärnten, Leipzig 1914, S. 311). Aber in solchen Fällen zeigt sich schön die versittlichende Macht der Oeffentlichkeit; denn sofort schreitet die zähmende Kraft der Gemeinschaft, die als Zuschauer bei solchen Wettkämpfen immer vertreten ist, ein. In unserem Falle allerdings warteten die Zuschauer noch zu, „weil sie glaubten, die Streitenden würden sich bald wieder beruhigen“ (ebd.). Die Kontrollfunktion der Zuschauer hat Vierkandt überzeugend nachgewiesen.

Wettkämpfe können zweifacher Art sein:

1. körperlicher Art.

Weitaus am beliebtesten unter den üblichen Wettkämpfen (Ringen, „Faust druck'n“ . .) ist wohl das „Haklziachn“. Der Vers, der dabei oft zu Beginn gesprochen wird, erklärt auch schon den Vorgang:

„Mir seimar halt zwoa Bauarnlackl,
Greifmars umar'n Fingerhakl,
Oanar ziacht hin, oanar ziacht her,
Dar Störk're, dar ziacht mehr.“

Oft kommt es vor, daß die Burschen auch „mit de Fiaß Haki ziachn“.

2. geistiger Art.

Bei jeder Gelegenheit wird „gaträtzt“ (geneckt), was aber nur dann lustig ist, wenn der Geneckte „hin a wieder maul'n“ kann. So tragen fast alle „Mahdargriass“, mit denen die Mädchen im Vorübergehen die Mäher necken, eine Aufforderung zu antworten in sich: z. B.

„I griass enk Mahdar,
Des Schintar, des Schabar,
Des Schmölchnkliabar (mhd. smelehe = eine Grasart),
Des Jungfarlanvarfihrar;
Buabman von Jug'nd auf
Gebt's Red und Antwort drauf!“

Die Antwort des Mähers bleibt auch nicht aus, denn „a jed's Häfale braucht an Deck'l“ und derb wird gewöhnlich das Mädchen wieder herausgefordert:

„Du hast nix Mahdar z'griass'n,
Bist zweane rauh zwisch'n Fiass'n.“

Eine große Schlagfertigkeit im „Maul'n“ verschafft Burschen und Dirndl ein gewisses Ansehen. Mancher steht im Rufe, daß er einen Tag lang „hintarmaul'n“ könne. Beim „Brentln“, beim „Mahnan“, beim „Jät'n“ u. s. w. darf einer „nit z'kurz keman beim Maul'n“, sonst hat gleich der andere die Lacher auf seiner Seite. Selbst aber steigt man in der Achtung der anderen, was wieder ein erhöhtes Selbstbewußtsein zur Folge hat, wenn man einen „oheg'lar“ hat. Man singt dann:

„Han nit so vül Schlitt'n und Gar'n (sonst Garn),
Daß i alle kann ohe lar'n.“

Wenn das „Hintarsprichle“ von der Gegenseite ausgeblieben ist, spielen die Dirndl folgenden letzten Trumpf aus:

„Mahdar hats Kned'l gess'n,
Daß enk de Red'n seind varsess'n,
Tuat's a weane Rihmülch trink'n,
Went se enk wieder fürhar sink'n;
Tuat's a weane Mistpitsch'n schleaparn,
Went se enk wohl wieder fürhar pleaparn!“

All dieses Messen körperlicher und geistiger Kräfte ist keine „reaktive Form“ des Kampftriebes (was aber bei Ernstkämpfen der Fall ist, wo sich jeder irgendwie herausgefordert fühlt), sondern eine „aktive“ (Vierkandt, Gesellschaftslehre, Stuttgart 1928, S. 75). Reine Funktionslust sucht sich zu betätigen. Diese ist der Ausfluß

einer überschüssigen Kraft. Da der Bauer trotz seiner vielen Arbeit nie ganz aufgebraucht, also nie „erschöpft“ ist — „Der Bauer ist in seinen ganzen Lebensäußerungen der Mann der Dreiviertelkraft“ (A. l'Houet, Zur Psychologie des Bauerntums, Tübingen 1903, S. 106) — können sich seine Wettkämpfe so reich entfalten.

Der Streit in gezähmter Form liegt überhaupt unsern Bauern so stark im Blut, daß gerne „Streit g'arbat“ wird. Die Burschen tun „Streit mahnan“, die Weiber „Streit Garbm aufhebm“, „Mist schitt'n“, „Mahdn strah'n“, zwischen Nachbarn besteht der Ehrgeiz, einander vorzukommen beim „Aufleit'n“ (in der Früh wird zum Aufstehen mit der Essenglocke geläutet) u. s. w.

b) Lüge.

Die Lüge ist zweifellos eine menschliche Eigenschaft, die im Gemeinschaftsrahmen keinen Platz haben darf, da sie sonst die Gemeinschaft sprengen müßte. Insofern hat Vierkandt recht, wenn er sagt, daß das Lügen in primitiven Verhältnissen „wegen des ausgesprochenen Gemeinschaftsgeistes“, der da herrsche, fast überhaupt nicht auftrete. Wenn er aber annimmt, daß so „ein raffiniertes Mittel der Täuschung“ noch gar nicht entdeckt war in jenen Zeiten, so ist das sicher ein Irrtum, denn das jüngere Kind schon bleibt nicht immer bei der Wahrheit. Zwar fehlt dieser „Lüge“ gewöhnlich die Täuschungsabsicht, aber die „phantastische Aussage“ des Kindes wird in diesem Alter gefördert „durch seine seelische Grundeinstellung“, „durch seine Gedächtnisschwäche, durch sein unkritisches Verhalten gegenüber Sein und Schein sowie durch seine große Beeinflußbarkeit“ (Tumlirz, Einführung in die Jugendkunde, I, Leipzig 1925, S. 132 f.). Da war die Lüge schon immer, nur ließ sie der Gemeinschaftsgeist aus dem Erhaltungswillen heraus nie recht aufkommen oder nahm ihr den Stachel der Täuschung. So versittlicht trägt die „Lüge“ sehr zur Geselligkeit bei als Lügenmärchen, Jägerlatein u. s. w. Weil sie also nicht mehr täuschen, sondern nur noch unterhalten soll, arbeitet sie auch gar nicht vorichtig, sondern trägt dick auf. Oft kommt es sogar vor, daß man am Ende die Lüge selbst eingesteht:

„Hiemit will ich mein Lied beschließen,
Sollt es die Leut gleich verdrießen,
Und will nicht länger lügen (Aus einem Kinderlied; 16. Jahrh.).

Ein Lügenlied aus Pommern bekennt ebenfalls am Ende die Lüge, lügt aber im gleichen Atemzuge wieder:

So will ich denn hiemit mein Lied beschließen,
 Und sollt's auch die ganze Gesellschaft verdrießen,
 Will Wahrheit reden und nicht lügen:
 In meinem Land sind die Mücken so groß,
 Wie auf'm Spielplatz hier die Ziegen (Haas, Pommersche Volks-
 lieder, Leipzig 1927, S. 110 ff.).

Ein „Hoesetlodoschpruch“ aus Kärnten endigt so:

Den Rahm homs g'schatzt, den Sofron g'wougn,
 Dos Holbe is woa und dos Holbe dalougn (Krn., 6. Jahrg. S. 64).

Eine Steinbichler „Lug'ng'schicht“ erzählt: Einmal schickte ein Bauer seinen Knecht „an Börg“ um Holz. Der Knecht aber kam bald wieder und meldete, er habe keines gefunden. Der Bauer will es aber nicht glauben und rät ihm: „Muaßt lei af'n Bam aufe steign!“ Der Knecht tat, wie ihm geheißen, und fand genug Holz. Am Ende wieder das Eingeständnis der Lüge:

Dar Ast hat se gabog'n,
 Und de G'schicht is darlog'n.

Es müssen aber nicht einmal ausgesprochene Lügenmärchen oder Lügengeschichten der Ausfluß solch gezähmter Lügenleidenschaften sein, sondern das Volk zeigt in seiner Poesie auch schon Freude an harmlosen „Uebertreibungen“ (Hyperbeln). Man vergleiche dazu folgenden „Mahdarspruch“:

I griab enk Mahdar nach dar langan Wies'n,
 Hats enk wohl brav bafflies'n,
 Hats wohl de seg'n Nud'l vardeant,
 Was z e h a n Jahr untarn Herdloch steahnt.

Kinderspiele aus Fieberbrunn.

Die folgenden zwei Spiele habe ich im vergangenen Sommer in Fieberbrunn in Tirol selbst gespielt, und zwar mit den drei Kindern des Bauern, bei dem ich wohnte. Es waren drei Mädchen, 14, 13 und 12 Jahre alt: Lisi, Moidl und Uschi. Wir spielten hinter dem Haus auf der Wiese, und zwar nur am Abend, nachdem in der Küche drin schon gebetet worden war.

Wir beginnen mit „U h r e n k a u f e n“. Da wir unser vier sind, ist die Lisi der Käufer, die Uschi die Verkäuferin, Moidl und ich, wir sind die Uhren. Ich bin eine Wanduhr, die Moidl eine Pendeluhr. (Daß auch eine Wanduhr häufig eine Pendeluhr ist, schienen sie nicht zu beachten. Unter Wanduhr verstanden sie Küchenuhr, ohne sichtbares Pendel.)

Lisi kommt und klopft an (an eine Wagendeichsel)

Uschi: „Herein.“

Lisi: „Guten Tag — ich möcht eine Uhr kaufen.“

Uschi: „Was für eine?“

Lisi: „Eine Taschenuhr.“ (Natürlich weiß sie nicht, was für Uhren wir sind.)

Uschi: „Hab ich nicht.“

Lisi: „Eine Armbanduhr.“

Uschi: „Hab ich nicht.“

Und so weiter. Endlich sagt Lisi: „Eine Wanduhr.“

Das bin also ich. Gut. Ich werde hervorgeholt. Die Käuferin:

Lisi: „Aber gehts auch guat?“ (erst hier setzt ein wenig dialektisches sprechen ein. Das Gespräch vorher war „hochdeutsch“).

Uschi: „Freili“ und sie zieht mich auf dem Rücken auf und ich mache laut und deutlich „tick tack, tick tack“.

Also nimmt mich Lisi mit nach Haus. (Ohne nach dem Preis zu fragen, ohne Bezahlung.) Zu Hause zieht sie mich auf — aber ich bleibe stumm. Also geht sie mit mir zu Uschi zurück und sagt, in allerliebster ent-rüstetem Ton: „De Uhr wuill eppas net und net geihn.“

Uschi: „Was war denn eppas des? Sie zieht mich auf, ich gehe herrlich und mache wieder laut tick tack, tick tack.“

Lisi nimmt mich wieder mit. Sie zieht mich auf. Ich bleibe wieder stumm. Selbes Spiel wie früher, sie beschwert sich bei Uschi.

Uschi (schon etwas gereizt): „Aber sie geht ja“ und zieht mich auf. Kapriziert wie ich bin, gehe ich wieder herrlich.

Zum drittenmal nimmt mich Lisi nach Haus und nun — gehe ich auch bei ihr. Nun geht Lisi wieder ins Geschäft, verlangt eine Uhr und rät so lange, bis sie auf eine Pendeluhr kommt. (Sie verlangt etwa eine Turmuhr, eine Herrenuhr etc.) Als Pendeluhr wird Moidl verkauft. Es wiederholt sich nun haargenau alles wie früher, das Aufziehen, das laute Tick Tack im Geschäft, das zweimalige Zurückbringen und endlich beim drittenmal geht auch die Pendeluhr bei Lisi zu Hause — das Spiel ist aus.

Bezeichnend an dem Spiel ist der Mangel jeder ä u ß e r e n Dramatik. Erlebnishaft scheint es klar: es ist das Erlebnis des Bauern, der mit seiner Uhr Kalamitäten hat, während sie scheinbar beim Uhrmacher sehr gut funktioniert. Erzählt und wiedergegeben mag das Spiel uninteressant, ja vielleicht sogar fad wirken, *g e s p i e l t*, das kann ich bezeugen, ist es ein sehr liebes Spiel.

Das zweite Spiel, das ich schildere, hat in reichem Maße, was dem ersten fehlt, nämlich starke Dramatik. Es führt auch schon so einen Titel: „'s Ograusn“ (das Erschrecken).

Die Lisi versteckt sich, ganz zusammengeduckt, hinter einem Wagen. Moidl und ich sind Kinder, die Uschi ist unsere Mutter. Die Mutter schickt zuerst die Moidl aus, sie solle vom Kaufmann Butter holen. Moidl geht und kommt bald zurück: der Kautmann hat keine Butter gehabt. Jetzt schickt sie die Mutter, sie solle vom Schuster Leder holen. Moidl geht, reißt irgendwo ein Blatt ab, kommt zurück und sagt, der Schuster habe nicht mehr gehabt als dieses Fleckerl. Nun schickt sie die Mutter noch einmal, sie solle vom Kaufmann doch Butter holen. Moidl geht, aber als sie sich der Stelle nähert, wo Lisi zusammengeduckt versteckt ist, schießt die hervor, und rennt der armen erschreckten Moidl auf allen Vieren nach und stößt dabei unartikulierte Laute aus. Sie tut sie also „ograusn“. Moidl läuft erschreckt davon und

kommt weinend, und natürlich ohne Butter zurück. Die Mutter sagt entrüstet „Was wär denn eppas des?“ und schickt mich mit Moidl mit, wir sollten beide Butter bringen. Aber ach! Wir werden alle beide „ograust“ und rennen erschreckt davon! Das wiederholt sich ein paarmal — die Mutter will nämlich unseres Schreckens und unserer Angst nicht achten. Schließlich geht die Mutter selbst mit. Aber siehe da — die zusammengekauerte Lisi rührt sich nicht, die Mutter klopft auf ihr herum und man entdeckt, daß sie ja nichts anderes als ein „Rührkübl“ (ein Butterfaß) sei. Die Mutter macht eine Geste, wie wenn sie Butter entnehmen würde.

Nun sollen wieder wir zwei Kinder allein gehn (es wird wieder mit den Worten eingeleitet „Kinder, holts eine Butter vom Kaufmann“). Aber — wir werden wieder „ograust“, wieder schießt und dieses Ungeheur auf allen Vieren nach, und wir kehren weinend zur Mutter zurück. Nun gibt mir die Mutter einen Grashalm in die Hand — das sei ein Messer — mit dem solle ich dem Rührkübl den Bauch aufschlitzen. Unter Zittern und Zagen nahen wir uns dem geduckten Etwas. Es ist wirklich und wahrhaftig sehr grausig. Vorsichtig schleichen wir näher. Der Rührkübl liegt ganz still. Aber im letzten Augenblick — o Schreck! werden wir wieder „ograust“. Wieder kommen wir weinend zur Mutter. Nun will sie uns beweisen, daß wir doch unmöglich recht haben könnten, geht mit uns mit — und wird nun doch auch selbst „ograust“. Ja, es gelingt dem Gespenst sogar, mich bei Fuß zu erwischen und nun muß ich mit in sein Versteck — nun wäre ich der boshafte Rührkübl, wenn — wenn das Spiel weiter gespielt würde.

Aber es dunkelte gewöhnlich schon auf der Wiese und so war stets nur eine der Rührkübl und das Spiel wurde nur einmal gespielt. So sonderbar es klingen mag — es war wirklich schreckhaft. Die sinkende Dunkelheit und dieses Etwas, das auf allen Vieren plötzlich hervorschoß — das war echte Gruseldramatik.

Ich habe auch dieses Spiel mehrmals gespielt. Der Verlauf war stets genau der gleiche. Obzwar eine Phase des Spiels leicht in die nächste übergeht, lassen sich dennoch gewisse Zäsuren, Szenen gewissermaßen, erkennen. Dem Ganzen liegt offenbar die Angst vor dem dunklen Keller zugrunde, in den man das Kind oder die Kinder schickt, um aus einem Gefäß etwas zu holen. Da es die Psyche des Kindes ist, die das Spiel ersann, wird a u c h die Mutter „ograust“, die nicht glauben will, die zankt und einen immer wieder mit demselben Auftrag fortschickt.

Mit Ausnahme von verschiedenen Ballspielen, waren die beiden hier geschilderten Spiele das Lieblingsvergnügen der Kinder. Auf meine Frage erfuhr ich, daß sie auch mit ihren gleichaltrigen Kameraden und Kameradinnen diese Spiele zu spielen pflegen.

Neujahrswünsche und -Sprüche aus Allerheiligen, Bez. Perg, O.-Oe.

1.

Es ist wiederum ein Jahr verronnen in dem Strom der Ewigkeit; ein neues hat begonnen mit Glanz und Herrlichkeit. Drum wünsch ich euch zum neuen Jahr 's Christkindlein im krausen Haar; und noch zu verehren die

hl. drei Könige; sie bringen Gott dem Herrn Gold, Weihrauch und Myrrhe zum Geschenke dar.

Dann kommt die Faschingszeit. Da wünsch ich euch viel Krapfa und Hawan, Sto¹⁾ und a Bratwurst, die neunmal um an Ofen glangt, beim Raupfang hinaus, rund ums Haus, bei der Stubntür herein, da kann sich a jeda a hübschs Stück obaschneidn.

Dann kommt die Fastenzeit. Da wünsch ich euch den lieben Herrn Jesu Christ, der für uns am Kreuz gestorben ist.

Dann kommt die Osterzeit. Da wünsch ich euch an Osterflecken; die roten Eier werden ihn schon decken.

Dann kommt die Pfingstzeit. Da wünsch ich euch den Heiligen Geist, der euch den Weg zur Wahrheit weist.

Dann kommt die Fronleichnamszeit. Da wünsch ich euch den lieben Herrn Jesu Christ, der für uns am Kreuz gestorben ist.

Nun meine liabn Bauersleut, i wünsch enk recht vü Hawan, Stroh und Heu und recht a bravs Viah dabei; recht vü Erdäpfel, Kraut und Ruabm und recht a foast Sau dabei; in Stadl volla Garbm, in a jedn Garbm a Nest, a jeds Nest volla Oar, daß koa Henn nimma sitzn kann. A ganze Truha volla Hoar²⁾ und Wer³⁾, da sitz ma uns schön zamm af d' Ofabenk und spinnan's recht schön klar und fein her.

Hiatzt wünsch i enk nu in Garten voll Bam und d' Bam voll Obst und d' Fasser voll Most und in Kella voll Wein, da kinnt's dabei scho recht lusti sein.

Hiatzt wünsch i da Bäurin nu recht vü deanat Hea⁴⁾ und an schön krahratn Hahn; und in Menschan an kreuzbravn Mann; und in Buaman a sammate Hosn, da habm d' Dukatn lang guat losn.

I moan i hör hiatzt s' wünschn auf, i moan es is schon gnuä.

Hiatzt wünsch i ma selba nu an Rostbratn und a Stückl Kletznbrot und a Schüssl voll Krautsalat; tat ma eh net schadn, han ohnedem an schlechtn Magn.

Dös alte Jahr is gar und dös neuche han i gwunschen. — Amen.⁵⁾

2.

I wünsch enk a glücklich's Neuchsjaar, Christkindl in krausen Haar; i wünsch enk vü Glück und Segn und a langs Leb'n, 's Himmelreich a danebm. I wünsch enk an viereckan Tisch, in an jedn Eck an bratna Fisch, in da Mitt a Glas Wein, kinnts alli dabei recht lusti sein. I wünsch enk an goldan Wagn, kinnts alli mitanand in Himmi fahn. Aft tat i bitten, läßt mi a bißl aufsitzn.

3.

Edle Rose, schönste Blüh', das neue Jahr das kommt dafür. Der Engel sprach: „Christus Leiden wohl bekennen und den Namen Jesu nennen und

1) Sto: weißes Weizenbrot, das ohne Wasser, nur mit Milch angemacht und zu heiligen Zeiten gebacken wird.

2) Hoar = Flachs.

3) Wer = Werg.

4) Deanat Hea = legade Hea = legende Hühner, Leghühner.

5) Man beachte den mehrfachen Wechsel zwischen Schriftsprache und Mundart, stets der Anrede und dem Sinne des Wunsches angepaßt.

der Herrgott auf dem Kreuz, unsre liebe Frau auch dabei, der heilige Johannes auch daneben“. Drum wünsch ich euch viel Glück und Segen.

4.

Zu Gott ruf ich empor, er möge Segen spenden und alles Unglück wenden. Ein Jahr ist nun vorbei, der Herr hat euch erhalten, drum hochgelobte Zeit, Gott in seinem Walten.

5.

Als das Jesuskind acht Tag alt war, da wurde es beschnitten; drum wollen wir recht dankbar sein dem neugeborenen Jesulein. Neues Jahr, neues Glück, was uns Gott vom Himmel schickt. Glück und Segen wünsch ich euch und zuletzt das Himmelreich.

6.

Als der Herr Jesus acht Tag alt war, fing sich an das neue Jahr; da ließ er sich beschneiden und fing an zu leiden; da vergoß er sein rosenfarbiges Blut. Das war für uns Sünder gut. Ein neues Jahr und neues Leben, wünsch ich euch viel Glück und Segen und die himmlische Freud daneben.

7.

Wieder ist ein Jahr verflossen in das Meer der Ewigkeit; immer kamen neue Stunden und verkürzten unsre Lebenszeit. Vor allem wünsch ich euch ein glückliches neues Jahr, Glück und Segen immerdar, Gesundheit, Freude und Zufriedenheit begleite euch zu jeder Zeit. Ich wünsch euch eine freudreiche Zeit und nach dem Tod die ewige Glückseligkeit.

8.

I wünsch enk a glücklichs Neujahr, Glück und Segn und a langs Lebmn und an Beidl Göld, daß a am Stubnbodn ansteht.

9.

Es kommt ein Jüngling aus dem Tal, er sucht die Christen überall; der helle Morgen schon anbricht, Jesus in der Krippe liegt; Gottes Sohn für uns gestorben, sonst wären wir alle verloren.

10.

Wachet auf und laßt euch sagen,
 Was sich zu Bethlehem hat zugetragen;
 Zu Bethlehem in einem Stall
 Uns ein schöner Knab geboren war,
 Ein schöner Knab, der mich und euch erfreut
 Und zugleich die ganze Christenheit;
 Jesus ist sein Nam'
 Und Himmelreich sein Vaterland,
 Jesus wird unser Brüderlein
 Und das Himmelreich wird dann unser Erbteil⁶⁾ sein;
 Dieses liebe Jesulein
 Soll euch zum Neuen Jahr geschenket sein

⁶⁾ Der Spruchsager gebrauchte hier infolge „Zerhörens“ das Wort „Erdteil“.

Und seine Mutter heilig ist
 Und ewig reine Jungfrau bleibt,
 Soll uns eine Freude sein
 Bis in den Himmel nein;
 Sie ist Mutter der Barmherzigkeit
 Und Fürbitterin der ganzen Christenheit,
 So eine große Freude, die ich euch nicht sagen kann,
 Daß ich Maria seine Mutter und meine Mutter nennen kann.

Sämtliche zehn Neujahrs-Spruchformeln stammen aus der Umgebung des einsam gelegenen Bergortes Allerheiligen bei Schwertberg, Oberösterreich; die Wünsche 1—9 wurden von Schulkindern Herrn Ludwig Untertriefallner, Schulleiter daselbst, überliefert. — Beachtenswert ist Spruch 1 als eine überaus wertvolle Aufzeichnung; hier wird das Leben Christi von der Geburt über Tod und Auferstehung in Bezug gesetzt zum bäuerlichen Leben als Weihnachts-, Faschings-, Fasten-, Oster- und Fronleichnamszeit; der Zeitenkreis des bäuerlichen Arbeitsjahres wird sinnvoll geschlossen durch Aufzählung der sommerlichen und herbstlichen Erntetrügnisse von Feld und Garten. — Aufgezeichnet wurde diese Neujahrs-wunschformel aus dem Munde der 11 jährigen Josefa Poscher zu Oberlebing 42, Hintersteinigerhäusl, Neujahr 1934; dieselbe hatte die Worte von ihrer seither † Großmutter Agnes Gruber aus St. Thomas am Blasenstein, dortselbst auch wohnhaft und 76 Jahre alt, erlernt. — Der Neujahrswunsch 10 wurde dem Einsender am Sylvesterabend 1932 vom 30 jährigen Bergarbeiter Karl Schiegl aus Linna bei Schwertberg, vorgewunschen und zeichnet sich durch eine ganz besondere Innigkeit seiner beiden letzten Verszeilen aus, in eine Marienverehrung frömmster und umfassendster Art ausklingend.

Franz Kirnbauer:

Hiasl, Hansl Pferschakern . . .

Von Dr. Arthur Haberlandt, Wien.

Gelegentlich der Besprechung von ländlichen Bauten im Markt Offenhausen, nördlich von Lambach in Oberösterreich, berichtete Joh. Grillmayer seinerzeit auch über die Art der Anbringung von Hausinschriften. Es heißt dort: „Gegenwärtig wird nur mit Ziegeln gemauert, ab und zu werden die blaugebrannten „Eisbrennten“ (von Eisen) so bei größeren Flächen angeordnet, daß die Jahreszahl der Erbauung, Namensbuchstaben oder auch nur Vierecke, „Pferschakern“ (Pfersichkern, Rhomben) genannt, außen an den auch jetzt noch meist unverputzt gelassenen Flächen sichtbar bleiben.“ (Mitt. d. anthrop. Gesellsch. Wien, XXIX, (1899), S. 237.) Diese Ausführungen dürften eine Erklärung für die unterschiedlichen Benamungen des „Hiasl, HanslPferschakern“ abgeben, mit denen sich der Hanswurst oder Ansager beim Burschna wie andern Volksspielen den Zuschauern vorstellt, besser gesagt, seine Unpersönlichkeit betont. Denn so wie an Stelle des Namenszugs am Haus einfach nur auch Rauten „Pferschakern“ ersichtlich sein können, so ist der Hiasl Hansl nicht Träger eines persönlichen Namens sondern ein N. N., überpersönliche Erscheinung aus der Welt des Brauches. Sie lenkt den Blick

in den Dämmer geschichtlosen Seins, so wie Sinnieren dem Volke auch in seiner nachbarlichen Umwelt in Anschauung seiner geschlechteralten Heimstätten über Name und Person der bekannten Besitzer hinaus sich einstellen mag.

Literatur der Volkskunde.

Volkskundliche Texte. Herausgegeben von Lutz Mackensen. Eichblatt-Verlag (Max Zedler), Leipzig.

In dieser Veröffentlichungsreihe, deren beide erste Hefte uns vorliegen, hat man keine Serie für Forschungszwecke vor sich, sondern eine von Hilfsbüchern für den akademischen Unterricht, wie sie bis jetzt auf dem Gebiete der volkskundlichen Literatur noch nicht bestand. Es handelt sich um Lehrproben, die für den Seminarbetrieb zweifellos sehr nützlich sein werden; auch der Preis (RM 1.40) hält sich in einer angemessenen Höhe.

Heft 1. **Volkssage.** Herausgegeben von Friedrich Ranke. (90 Seiten.)

Ein hervorragender Forscher auf dem Gebiet der Volkssage legt vier Sagen (Weiber von Weinsberg, Traum vom Schatz auf der Brücke, Riesenspielzeug, Geheimnisvolle Todesbotschaft) vor, jede in einer großen Zahl von zeitlich angeordneten Varianten, welche Werden und Wesen der Sagen glänzend beleuchten. Der Vorgang ist methodisch wie sachlich in höchstem Ausmaß begrüßenswert.

Heft 3. **Volkslieder aus neuerer Zeit.** Herausgegeben von Oskar Masing. (66 Seiten.)

Zehn Lieder (mit Melodien), jedes mit einer stattlichen Variantenanzahl (worunter sich auch einige unveröffentlichte befinden) werden dem Lernenden vorgelegt. Doch wäre wenigstens soviel Vorwort, wie Ranke seiner Sagenausgabe beigab, auch hier gut gewesen, da Titel und Inhalt in der Weise nicht übereinstimmen, daß es sich durchwegs nicht um neuere Volkslieder, sondern um neuere Kunstlieder im Volksmund handelt. Gerade für Unterrichtszwecke aber muß dieser Unterschied streng festgehalten werden, wenn anders nicht der Lernende vom Volkslied ein durchaus falsches Bild bekommen soll.

Leopold Schmidt.

Steirisches Trachtenbuch. Von Konrad Mautner und Viktor Geramb. Fünfte Lieferung. Die Zeit der Glaubenskämpfe. Mit 27, darunter 9 farbigen Bildern. Von Univ.-Prof. Dr. Viktor Geramb. 1934. Verlag Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

In erfreulich rascher Folge schreitet dieses hochbedeutsame Heimatwerk, dessen vier erste Lieferungen in dieser Zeitschrift regelmäßig mit Nachdruck gewürdigt worden sind, dem Abschluß seines ersten Bandes entgegen. Die soeben ausgegebene fünfte Lieferung behandelt mit der gleichen bewundernswerten Sorgfalt, wie dies in den früheren Lieferungen geschah, zunächst die steirischen Bauernkleider des 16. Jahrhunderts, um sodann einen Ueberblick über die Zeitkleidung der Periode des dreißigjährigen Krieges und der Glaubenskämpfe (1600—1650) zu gewähren. Es wird sich hieran die

Behandlung der Trachtengeschichte, der Perücken- und Zopfzeit anschließen (1650—1780), die kostümgeschichtlich wie sonst durch die französische Revolution ihren Abschluß findet. In gleicher Weise wie die früheren Lieferungen ist auch diese fünfte durch zahlreiche reizvolle und lehrreiche Bildbeigaben geschmückt, deren Aufsichtung den Herausgeber keine geringe Mühe gekostet hat. Wir sehen der Fortsetzung des Werkes, das nunmehr die Blütezeit der steirischen Volkstrachten zu behandeln haben wird, mit anerkennender Erwartung entgegen. Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Theodor Zwölfer: Sankt Peter, Apostelfürst und Himmelspfortner. Seine Verehrung bei den Angelsachsen und Franken. Stuttgart, Kohlhammer, III + 157 Seiten.

Mit dieser fleißigen Monographie liegt eine kirchengeschichtliche Abhandlung vor, deren Wert für die religiöse Volkskunde nicht gering anzuschlagen ist, sowohl vom methodischen Standpunkt wie in Hinsicht auf die spärliche Bearbeitung, welche die Petrusverehrung bisher gefunden hat. Nach einer allgemeinen Einleitung über germanische Heiligenverehrung wird in zwei Abschnitten Stellung und Verehrungsgeschichte St. Peters bei den Angelsachsen und bei den Franken behandelt, wobei neben der Aufstellung allgemeiner Richtlinien, welche besonders die Tendenz der germanischen Völker nach Rom in Verbindung mit der Stellung des Apostelfürsten bringen, auch für die Wallfahrts- und Patronatsforschung dieser Frühzeit viele Anregungen abfallen. Solche Untersuchungen sind fester Grund, auf dem die Heiligenverehrungsforschung wohl weiterbauen kann. Leopold Schmidt.

Martin Wähler: Die Weiße Frau. Vom Glauben des Volkes an den lebenden Leichnam. Erfurt, Kurt Stenger, 1931. 87 Seiten.

Eine der bekanntesten deutschen Sagengestalten wird hier mit Zuhilfenahme neuerer volkskundlicher Erkenntnisse näher bestimmt. Nachdem zunächst jedes bezeugte Auftreten der Gestalt möglichst rationalistisch als Trug oder Betrug erklärt wird, wendet sich der Verfasser zu den Grundlagen der Vorstellungen, welche doch auch dem Trug zu grunde liegen müssen und kommt mit seinen aitiologischen Aufstellungen zu beachtlichen Ergebnissen, während in dem Abschnitt, über den Zusammenhang der Sage mit dem Glauben an den lebenden Leichnam viel bekanntes vorge setzt wird, das zum Thema wenig Klärung bringt. Weit wichtiger als dieses Eingehen auf präanimistische Grundgedanken wären kulturgeographische Erwägungen über die möglichen Zusammenhänge dieser den Tod ankündigenden weiblichen Gestalt mit ähnlichen Glaubensfiguren, besonders der Pestfrau und der Tödin gewesen; wenn man die starke ostmitteldeutsche Verbreitung der Sage bedenkt, könnte man ältere slawische Beziehungen wohl dabei ins Auge fassen. — Dankenswert ist der Abschnitt über die Verwendung der Sage in Volks- und Kunstliteratur. Eine irgendwie abschließende Behandlung der Sage ist durch diese Arbeit keinesfalls gegeben. Leopold Schmidt.

Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben. Unter Mitwirkung von Rudolf Kriss, Johann Peter Steffes, Johannes Vincke, Eugen Wohlhaupter und Friedrich Zoepfl, herausgegeben von Georg Schreiber. (Forschungen zur Volkskunde, Heft 16/17), Düsseldorf, Schwann, 1934.

Den weitaus größten Beitrag zu diesem Sammelband stellt der Herausgeber selbst mit seinem Artikel „Strukturwandel der Wallfahrt“, der in anschaulicher Weise eine Fülle von Problemen aufzuzeigen versteht, vom mittelalterlichen Pilgerwesen bis zu den Gegenwartswallfahrten, wobei sich manche Exkurse, wie besonders der über Askese der Wallfahrt (S. 88) als sehr anregend erweisen. Eine sehr bedeutende Arbeit ist weiters der Artikel „Wallfahrt in allgemeiner religionsgeschichtlicher Beleuchtung“ von Steffes; solche philosophisch und geistesgeschichtlich vertiefte Einsichten erwachsen der Volksforschung durchaus nicht sehr oft. Dagegen sind die Beiträge „Wallfahrt und Recht“ (S. 217) von Wohlhaupter sowie die beiden Arbeiten von Vincke „Zur Frühgeschichte der Jubiläumswallfahrt“ (S. 243) und „Geleitbriefe für deutsche Pilger in Spanien“ (S. 258) kulturgeschichtliche Arbeiten von geringerer Bedeutung, die mit dem Hauptthema des Bandes in keinem ungezwungenen Zusammenhang stehen. Auch Zoepf's „Nacktwallfahrten“ (S. 266) ist wesentlich kulturgeschichtlich, doch wegen der gebrachten Materialsammlung dankenswert. Dagegen erhebt sich der Beitrag „Moderne Wallfahrten“ (S. 273) von Kriss, wozu man desselben Verfassers Ausführungen „Deutscher Volksglaube und deutsche Volksfrömmigkeit in Vergangenheit und Gegenwart“ (Volksspiegel, I. Bd., S. 28 ff.) lesen muß, ausgehend von Gegenwartsbeobachtungen zu wichtigen Einsichten in das Wesen des Volkstums und des religiösen Volkslebens überhaupt. — Das dem Bande beigegebene Literaturverzeichnis (S. 281) ist dankenswert.

Leopold Schmidt.

Der Sachsenspiegel. Bilder aus der Heidelberger Handschrift. Eingeleitet und erläutert von Eberhard Frh. v. Künnsberg. Leipzig, Insel-Bücherei Nr. 347 (1934); Preis 80 Pf.

Die Handschrift, welche der Anhaltische Ritter Eike v. Regow im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts aus seiner Schöffenpraxis heraus verfaßt und dem sächsischen Stamme gewidmet hat, stellt das älteste (uns erhaltene) und zugleich bedeutendste deutsche Rechtsbuch dar. Volkstümlich in Sprache und Ausschmückung (Bilder!), war es durch viele Jahrhunderte weit über das Sachsenland hinaus in fast allen deutschen Städten Grundlage der Rechtsprechung und somit ein klarer Spiegel deutschen Rechtsempfindens.

Nach Karl v. Amiras berühmter Kolossal-Ausgabe (Leipzig, I. Bd. 1901/2, 2. Bd. 1925) schenkt uns hier der führende süddeutsche Rechtshistoriker und Pionier auf dem Gebiete rechtlicher Volkskunde ein Bändchen, an dem jeder seine Freude haben kann. Verleiht doch die Erkenntnis der Grundpfeiler deutscher volkstümlicher Rechtsauffassung: Frieden und Freiheit auch den Glauben an ihre Unzerstörbarkeit.

Dr. A. Perkmann.

U. T. Sirelius: Die Volkskultur Finnlands. Herausgegeben von W. Steinitz. I. Bd. Jagd und Fischerei in Finnland. (Berlin, W. de Gruyter 1934), 151 Seiten, 67 Tafeln mit 311 Abbildungen.

Als wertvolle Bereicherung des Schrifttums ist die deutsche Uebersetzung des Hauptwerkes von U. T. Sirelius über die Lebenskultur der Finnen zu begrüßen. Inhaltlich vielfach zwischen der allgemeinen Völkerkunde und der kulturgeschichtlich vertieften Volkskunde Europas vermittelnd, schließt die Arbeit wichtige Erkenntnisse für die älteren Kulturschichten Europas auf,

indem sie Jagd und Fischerei in allen geschichtlich erreichbaren Zeugnissen bei den Finno-Ugriern Asiens wie Europas verfolgt. Vorangestellt wird dem eine Uebersicht über die körperliche Beschaffenheit der Bevölkerung, die vorgeschichtlichen Wander- und Kulturbewegungen im Lebensraum der Finnen, ihre Berührung mit der nordischen, germanischen, ferner der slavischen Kulturentwicklung. Sehr umsichtig ist die Jägerei als Lebensform behandelt. Die Jagdgebiete mit angelegten Pfaden sind als Stamm- und Sippenländereien, wie auch als Familiengebiete unterscheidbar, wobei Beutegemeinschaft herrscht, die späterhin durch besondere Rechtsbräuche eingeschränkt wird. Ausrüstung des Jägers und Vorgehen auf Jagdzügen zeigen eine große Anzahl unmittelbar aus dem Verhalten der Tierwelt erklärbarer Züge, wie die Meidung aller dem Geruchsinn empfindlichen Verunreinigung, Maskierung; umweltgebunden ist die Versorgung des Fleisches, Aufspüren der Himmelsrichtung usw. Waffen und Fangarten in ihrer sinnreichen Durchbildung nehmen den Hauptteil des Buches ein. Höchst bemerkenswert ist die Uebereinstimmung der Fangart eines Bären mittels Branntweins mit altklassischen Ueberlieferungen im Kreise der Dionysosmythen, bedeutsam auch das über Locktiere Gesagte, besonders im Hinblick auf die älteste Zähmung des Renntiers. Kürzer wird der Fischfang behandelt. Ueberall ist die Beschreibung klar, zeitlich und topographisch festgelegt; auch wird genauere Einordnung der Fangart in ältere oder jüngere Lebensformen der Bevölkerung versucht. Eine große Reihe vortrefflicher Bilder ergänzt den Text. Man darf gespannt auf die Fortsetzung des Werkes sein, das insbesondere in der Hausforschung und der Ergologie wie auch im Trachtenwesen grundlegende Aufschlüsse erhoffen läßt.

A. Haberlandt.

Wolfgang Schultz: Altgermanische Kultur in Wort und Bild. 117 Seiten mit 160 Bildern auf 80 Tafeln.

Das mit prächtigen Bildern ausgestattete Buch entrollt ein Bild germanischen Kulturwerdens von der Bronze- bis zur Völkerwanderungszeit. Mit beachtlich hoher Geistigkeit erläutert der Verfasser vor allem die weltanschaulichen Grundlagen der nordischen Kunst, des Brauches wie des Götterglaubens, betrachtet ebenso von kulturphilosophischer Warte die Auseinandersetzung des Germanentums mit den umgebenden Völkern und Kulturen. Lebenshaltung und Sinngehalt der Bildgestaltung wie des Saggutes wird in klarer und verständlicher Sprache zu einer Volkskunde germanischen Daseins zusammengefaßt. Wer sich solchermaßen in alte Werte vertieft, mag mit Fug und Recht für ihre Auswertung auch in der Zukunft eintreten, wie dies Verfasser im letzten Abschnitt tut. Doch dünkt es uns da wesentlicher, daß vorerst der Jungbrunnen volkhafter Beseelung und Führung des Lebens kräftig in Fluß gerate; er mag dann auch altgermanisches Gedankengut und den Formwillen wieder zu frischerem Treiben bringen, wie ihn Dichtung, Schrift und Kunst ältester Blüte gewiß in hohem Stil bekunden. Die lehrhafte Auslegung der Bilder wie auch der eddischen Sagas machen das Buch auch dem Volksforscher zum wertvollen Hilfswerk vergleichender Betrachtung, wobei er von problematischen Deutungen auf rein philologischem Gebiet angesichts des Reichtums des Gebotenen leichtlich abzusehen vermag.

A. Haberlandt.

Kurt Willvonseder: Oberösterreich in der Urzeit. Deutsches Vaterland, 14. Jahrgang, 1933. 112 Seiten mit 100 Abbildungen und 4 Karten. Dr. E. Stepan, Wien.

In reicher Ausstattung gibt die vorliegende Arbeit klaren Einblick in die urgeschichtliche Kultur Oberösterreichs, die zumal in den Alpengauen und im Donaubereich die bedeutsamsten Funde zutage gefördert hat. Es sei nur an die Pfahlbauten im Mondsee und den Salzabbau in Hallstatt erinnert. Hier ergeben sich denn auch lehrreiche Anknüpfungspunkte für die sachlichen Kulturgüter, mit denen der Volksforscher es zu tun hat, so daß die Schrift der heimatlichen Volkskunde als gemeinverständlich geschrieben bestens empfohlen sei. Auch Glaubensvorstellungen und Sinnbilder der Hallstattkultur wird man vielleicht noch ab und zu mit späteren Erscheinungen zu verknüpfen haben.

A. Haberlandt.

Kaiser Wilhelm II.: Die chinesische Monade, ihre Geschichte und ihre Deutung. 66 Seiten, 38 Bilder, 4 teils farbige Bildtafeln.

Die vorliegende Arbeit ordnet das als Yin- und Yangzeichen bekanntere Sinnbild der ostasiatischen Kosmologie in den großen Kreis der alten Weltbildvorstellungen ein, um zu einer Deutung zu gelangen. Mit achtunggebietendem Eindringen in den Vergleichsstoff, den die altweltlichen Kulturen wie auch amerikanische Ableger bieten, sucht der kaiserliche Verfasser der mit gewählten Bildern ausgestatteten Schrift in klarer und folgerichtiger Linienführung die Entwicklung dieses kosmischen Gehaltes zu umreißen. Die schmuckhafte Anwendung in der Tripoljekultur bezieht anscheinend von der Kultur der bemalten Keramik in Susa den weltanschaulichen Einschlag, der die Wirbelzeichen als Bewegungssymbol des Sonnen- oder auch des Jahreslaufs und schließlich die Monade als das der bewegenden Kräfte des Weltalls deuten läßt; dies unter Beziehung anderer Gedankengänge, die sich auf Gorgohaupt und Hakenkreuz erstrecken. Zu bedenken bleibt allerdings, daß es sich hier schon früh um eine Art kosmischen Synkretismus handelt, wobei für den Sinngehalt der genannten Gestalten Ursprünge in Magie und Weltbild der Mondmythologie nicht von der Hand zu weisen sind.

A. Haberlandt.

Hans F. K. Günther: Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. 247 Seiten mit 96 Abbildungen und 3 Karten.

Der Volksforschung ist dieses Buch nicht nur als eine erste gewissenhafte Ueberschau über die Forschungsberichte beachtlich, die über den nordisch hellen Einschlag in der Bevölkerung der asiatischen Kulturwelt Aufschluß geben. Es bietet weitaus mehr in der Klarstellung des Lebensinhaltes, der Sittlichkeit und Weltanschauung dieser Völker, indem es ausgehend von Artbild und kulturgeschichtlicher Ueberlieferung der indogermanischen Völkerschübe den Kulturgang mit ausgeglichenem und sicherem Urteil verfolgt, der ihnen im asiatischen Raum beschieden war. Im Werdegang der Indo-Iranier behandelt der Verfasser die Völkerschübe, die zur Eroberung und Besetzung des nördlichen Indien führten, weiters die rassischen Grundlagen und die Bedeutung der Kastenentwicklung, die blutsmäßigen Wandlungen, die vom

Artstreber der Arier, wie sie sich selbst nannten, schließlich auch weltanschaulich abweichen. Es folgt Hinwendung zur Yogalehre und die von dieser Welt sich abwendende Geistigkeit des Buddhismus, eine höchste arische Geistesblüte, in die indes schon innerasiatische Wesenszüge mitverwachsen sind. Auffrischung des Blutes durch die Indoskythen beschließt den Abschnitt, dem man in der Erläuterung arischen Wesens ebenso volle Zustimmung leihen wird, wie es zu begrüßen ist, daß der den Iraniern gewidmete Teil die Ebenbürtigkeit und das hohe sittliche und Geistesmaß der Perser dem schiefen Gesichtswinkel griechischer Geschichtsschreibung entrückt und als vorbildlich für arisches Volkswesen herausstellt. Auszubauen bleiben einigermaßen die volkskundlichen Gesichtspunkte, unter denen die Gebirgsvölker, von den Kurden, Galtschas, Tadschiks, Kafirs über den Hindukusch und Himalaya bis zu den Lolos im Osten ihre artgemäße Beurteilung und kulturgeschichtliche Einordnung finden können. Für die Entsprechungen zu kaukasischen und süd-osteuropäischen Wesenszügen ist hier wohl auch ein alter dinarisch-vorderasiatischer Einschlag maßgeblich; nur die Lolos stehen den „Alpinen“ näher. Ihre Kulturgleichungen gegenüber den Ost-Karpathen sind höchst auffällige. Saken, Juetschi, Tocharer werden bestens in ihrer Erscheinung inmitten einer andersartigen Völkerwelt umrissen, auch das Problem nordischen Einschlags in den Führerfamilien Inner- und Ostasiens wird aufgerollt. Für die Entwicklung der asiatischen Völkergeschichte ist damit ein verheißungsvoller Weg beschritten, der zudem viele europäische Kunst- und Kulturprobleme entschleiern hilft. Es sei nur an J. Strzygowskis Forschungen über den Norden in diesem Zusammenhang erinnert. Nun bleibt noch Aufhellung des Kulturreliefs auch von Süden her vonnöten, von jenen mittelländischen, wüstenländischen und weddoiden Rassenerscheinungen, die im alten Indien wie im Orient gewaltige wirtschaftliche und kulturelle Schöpfungen begründen halfen. Es sei nur an die künstlerische Gestaltungskraft, kultische Tierpflege und gesamte Weltanschauung der Leute von Mohenjo Daro im Indusgebiet um 3000 v. Ch. mit ihrer Bilderschrift, vorbuddhistisch entwickelten Kunst und allem Drum und Dran einschließlich der Hakenkreuzsymbolik erinnert. Der klaren Sprache wie den schönen und gewählten Bildern gebührt besondere Erwähnung.

A. H a b e r l a n d t.

Zur Beachtung.

Von der Zeitschrift für österreichische Volkskunde wird zu kaufen gesucht: Jahrgang XXI—XXII (1915—1916) und Jahrgang XXIV (1918). Gefällige Anbote sind an den Verein für Volkskunde, Wien, VIII., Laudongasse 19, mit Preisangabe erbeten.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1934.

Erstattet vom Vereinspräsidenten Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt.

Weniger sorgenvoll als die beiden letzten Jahre verlaufend, brachte das Berichtsjahr 1934 dem Verein und seinem Museum mehrfache bedeutungsvolle Erfolge durch wachsende Verbreiterung seiner Grundlagen in der Bevölkerung, namentlich der für den Heimatgedanken stets eifervoller sich einsetzenden Jugend und Lehrerschaft. Die vierzigjährige Bestandfeier, die wir im Herbst des Jahres unter lebhafter und warmer Beteiligung aller unseren Aufgaben nahestehenden Bevölkerungskreise und der offiziellen Stellen begehen konnten, brachte uns mit der ehrenvollen Anerkennung unserer vieljährigen Arbeit im Dienste der Volkskunde die erfreuliche Gewißheit, daß uns die Unterstützung der gesamten Öffentlichkeit bei unserem Werke künftighin in noch vermehrten Ausmaße zugewendet werden wird.

Mit besonderem Dank muß vor allem der erhöhten Fürsorge gedacht werden, die das Bundesministerium für Unterricht durch Ministerialrat Dr. P. M o s s e r und Sektionsrat Dr. H o h e n a u e r dem Verein und Museum zuteil werden ließ; die Subventionssumme erhöhte sich von S 5167.85 im Jahre 1933 auf S 7000.—. Die Herabminderung der Wohnbausteuer monatlich von S 165.— auf S 121.—, die ab 1. August 1934 von Seite der G e m e i n d e Wien dem Museum für Volkskunde bewilligt wurde, wird sich im Jahre 1935 erleichternd fühlbar machen. Eine überaus dankwerte Hilfe wurde dem Institut durch die einsichtsvolle Zuwendung der Subvention von S 1000.— seitens des Vereins der Museumsfreunde zuteil, so daß auch die Vermehrung der Museumsbestände bei gebotenen Gelegenheiten, sowie die notwendige Restaurierung der älteren Sammlungsobjekte in erwünschtem vermehrten Ausmaße statthaben konnte.

Die bedeutungsvollen Umwälzungen im Staatsaufbau Oesterreich, die sich im Berichtsjahr vollzogen haben, haben sich auch im Wirkungskreis unseres Vereines und Museums mehrfach ausgewirkt. Vor allem ist da die durch Herrn Bürgermeister R. S c h m i t z verfügte geänderte Vertretung der Stadt Wien im Museumsausschuß durch Herrn Hofrat Landesschulinspektor Dr. Alois B r o m m e r und Gymnasialdirektor Dr. Josef S t a d l m a n n anzuführen. Weiters wurden im Zuge des Sofort-Programms eine Reihe von Herrichtungsarbeiten größeren Umfangs im Hause durchgeführt, die, wie

dankbar festgestellt werden darf, dringlichen Erfordernissen vollauf Rechnung tragen. Durch Anbringung von Schutzgittern wurde die unerträgliche Taubenplage beseitigt und außerdem der vollkommen verschmutzte plastische Barockschmuck des Mittelbaus wiederhergestellt. Im Hof wurde der Anstrich der Holzverschalungen erneuert und durch Einfügung zweier Holztüren ein geschlossener Ausstellungsraum gewonnen. Außerdem erfolgte die Legung eines Fußbodens im Krippenraum. — Mit lebhaftem Dank ist auch das überaus dankenswerte Interesse, das der Volksbildungsreferent des Herrn Bürgermeisters Prof. Dr. Karl L u g m a y e r den volksbildnerischen Aufgaben und Bestrebungen unseres Vereins und Museums fortgesetzt zuzuwenden die Güte hat, zu erwähnen. Eine unmittelbare bedeutsame Folge der Ereignisse des Jahres 1934 war der engere Anschluß der schon in den Vorjahren mit uns in Arbeitsgemeinschaft verbundenen O e s t e r r e i c h i s c h e n H e i m a t g e s e l l s c h a f t, unter der erfolgreichen und rührigen Führung ihres Obmannes Robert M u c n j a k, die mit allen ihr nunmehr angeschlossenen Körperschaften und Vereinen für Volkstrachten- und Volkstanz dem Museum einen Interessentenkreis von nahezu 3000 für unsere Volkssache warmherzig eingenommene Personen zugebracht hat. Die Einrichtung einer Begutachtungs- und Beratungsstelle, sowie eine Heimstätte für Vortragsabende, gemeinsame Besprechungen und allgemeine Volkstanzkurse wurde von der Vereins- und Museumsleitung der Oesterreichischen Heimatgesellschaft im wohlverstandenen beiderseitigen Interesse bereitwilligst zugesagt. In dem Beratungsausschuß für die Tätigkeit aller dieser Gruppen hat sich der Museumsdirektor Prof. Dr. Arthur Haberlandt tatkräftig betätigt.

Mit zahlreichen eigenen Veranstaltungen und Beteiligungen an auswärtigen Ausstellungen ist das Museum wie in den vorigen Jahren eifervoll bemüht gewesen, für Volkskunde und Volkskunst im heimatlichen Sinne werbend zu wirken. So beteiligte sich das Museum an den Ausstellungen für Reklame im Künstlerhaus, der Jubiläumsausstellung der Tabakregie, an dem internationalen Volkstanztreffen, dem Volkstänzer- und Trachtenfestzug, an der Wiener Frühlings- und Herbstmesse (Veranstaltungen des Gewerbe-förderungsinstitutes der Handelskammer). Mit der Fichtegemeinschaft des Deutschen Schulvereins „Südmark“ wurde im März im dortigen Festsaal das „Burschna“, ein „Sommer- und Winterspiel“ und das „Hexenspiel“ zur Aufführung gebracht. Für ihre selbstlose Mitwirkung sei den Mitgliedern der Oesterreichischen Heimatgesellschaft und insbesondere den Herren R. Eybner, R. Feichtner, H. Jäckel, Ing. J. Kritz und Akademischer Maler Udo Weith bestens gedankt. Eigene Veranstaltungen des Museums in Gemeinschaft mit der Oesterreichischen Heimatgesellschaft waren die Krippenspiel- und Krippenausstellung (Besuch von 1783 Erwachsenen und 1067 Kindern) zu Jahresbeginn und am Jahresschluß, ferner anlässlich des 40 jährigen Bestandes des Vereins für Volkskunde eine Sonderausstellung von Volkstrachten und Volksschmuck, die zugleich den praktischen Zweck hatte, das Museum als Beratungs- und Vermittlungsstelle für die Anfertigung von Volkstrachten in einer dem Zeitstil angemessenen Form einzuführen. In dankenswerter Art beteiligte sich an derselben die akademische Malerin Erna P i f f l, die Vereinigung Deutscher Heimarbeiterinnen, der Verband der katholischen Lehrerinnen Oesterreichs (Frau Direktor K a p r a l, die Hirsch-

egger Lodenerzeugung, Frau Hofrichter, Dr. Fr. König, Ing. Werner Lynge, Frau Anna Mautner, K. Schnürer (Salzburg), Marie Weith, Maler Udo Weith). Regste Werbetätigkeit für Verständnis und Pflege der Volkskunde und Volkskunst in weitesten Kreisen wurde vom Museumsdirektor und der wissenschaftlichen Assistentin Frau Dr. A. Perkmann durch zahlreiche Lehrkurse, Museumsführungen und öffentliche Vorträge mit erfreulichsten Erfolgen entfaltet. Prof. Dr. Arthur Haberlandt hielt Vorträge im Radio, im Settlement, ferner zwei Einführungsvorträge mit Vorweisungen über lebendige Volkstracht für die Oesterreichische Heimatgesellschaft und die Fichtegemeinschaft, weiters 2 Führungen für den freiwilligen Arbeitsdienst, 3 Vorträge und 2 Führungen für die Fürsorgerinnen-Schule Ilse Arlt, im Lehrerkurs des Wiener Stadtschulrat 3 Vorträge und 2 Führungen, im Volksbildungshaus Ottakring 4 Vorträge und beteiligte sich durch Referate an 3 Tagungen der Arbeitsgemeinschaft von Prof. Dr. K. Mairinger, sowie an der niederösterreichischen Trachtenschau in Eggenburg. Die Trachtenschau im Hause selbst wurde vom Genannten in 4 Einführungsvorträgen den Höheren Fachkursen für Bekleidungsindustrie erläutert. Außerdem fanden 2 Gruppenführungen statt.

Frau Dr. A. Perkmann sprach im Deutschen Schulverein Südmark „über volkstümliche Krippenkunst“, in der Arbeitsgemeinschaft für Körperliche Erziehung über „Geschichte der Volkskunde“, hielt über Einladung der kath. Aktion 7 Vorträge über „Volkstumpflege in der Pfarrarbeit“, für die evangel.-soziale Frauenschule 2 Vorträge in Verbindung mit Führungen, für die Ilse Arlt-Schule als Fortsetzung des Einführungskurses von Prof. A. Haberlandt 3 Vorträge und eine Führung, 3 Vorträge für die Lehrerschaft, in der Volkshochschule Ottakring 2 Vorträge im Rahmen des Kurses „über Herbst- und Winterbrauch“, 4 Führungen für eine Lehrerbildungs-Anstaltsgruppe mit Dr. H. Mairinger, den Volksbund der Katholiken, den freiwilligen Arbeitsdienst und die Internationalen Hochschulkurse mit Dr. Trojan. Im Radio hielt Dr. A. Perkmann 7 Vorträge, in der kath.-sozialen Frauenschule einen Vortrag über volkstümliche Advents- und Weihnachtsbräuche. Mit Unterstützung der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde leitete dieselbe endlich in der Urania eine Weihnachtskrippenausstellung.

Mit Freude und Genugtuung gedenken wir zum Schlusse der 40 jährigen Bestandfeier unseres Vereins und Museums, die am 14. Oktober unter großer Beteiligung der offiziellen Stellen und aller der Volkskunde verbundenen Bevölkerungskreise in sehr eindrucksvoller Weise verlief und dem Berichterstatter als dem Gründer des Vereins und Museums, sowie dem jetzigen Direktor Prof. Dr. Arthur Haberlandt für ihre vieljährige erfolgreiche Tätigkeit im Dienst der Volkskunde und unseres Instituts, sowie unserer Zeitschrift die reichste Anerkennung erbrachte. Es hatten warme Glückwünsche zur Feier übersendet: Herr Bundespräsident Wilhelm Miklas und Finanzminister Dr. Karl Buresch. Persönlich waren erschienen Altbundespräsident Dr. M. Hainisch und Gemahlin, der Präsident der Akademie der Wissenschaften Staatsrat Prof. Dr. O. Redlich, Dekan Prof. Dr. R. v. Kralik in Vertretung des Rektors der Universität, der Präsident des Vereins der Museumsfreunde Baron Dr. Felix Oppenheimer, Sektionschef d. R. Wilhelm Freih. v. Weckbecker, Ministerialrat Dr. P. Mosser in Vertretung des Staatssekretärs Dr. Pernter und Sektionsrat Dr. Hohenauer, Präsident Dr. Petrin

für die Zentralstelle für Denkmalschutz, Ministerialrat G. A. Witt für das Volksbildungsamt im Bundesministerium für Unterricht, Kammerrat H. Kandi und Kommerzialrat Hainzlmayr für die Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie und deren Gewerbeförderungsinstitut, der Präsident des Vereins für Niederösterreichische Landeskunde Hofrat Dr. A. Becker, Hofrat Prof. Dr. Günther Schlesinger, Hauptschullehrer Franz und Heinz Vogl in Vertretung der Fichtegemeinschaft und des Deutschen Schulvereins „Südmark“, Dr. G. Kotek und Direktor R. Zoder für den Deutschen Volksgesangverein, nebst vielen unserer alten bewährten Freunde und Mitglieder, sowie zahlreiche Trachtenvereine im Verband der Oesterreichischen Heimatgesellschaft.

Der Deutsche Volksgesangverein in Wien hat aus diesem Anlaß Prof. Dr. Arthur Haberlandt in Anerkennung seiner Verdienste um Volkskunde und Volkslied unserer Heimat die vom Verein gestiftete Liebleitner-Denk Münze gewidmet.

Es gratulierten ferner: der frühere Vereinspräsident Graf Rudolf Abensperg-Traun, namens des Oesterreichischen Verbands für Heimatpflege Hofrat Dr. K. Giannoni, für das Phonogramm-Archiv der Akademie der Wissenschaften Reg.-Rat Dr. Hajek, Hofrat L. Erhard u. Andere.

Wir schöpfen aus der bei dieser Feier zutage getretenen allgemeinen und überaus warmen Würdigung der bedeutsamen wissenschaftlichen, vaterländischen und kulturellen Leistungen, die unserem Verein und seinem Museum in vierzigjähriger Bemühung zu vollbringen beschieden war, die Zuversicht weiterer erfolgreicher Wirksamkeit auf der vor langer Zeit betretenen Bahn.

Der Bestand der rund 45.000 Nummern zählenden Museumssammlung erfuhr im Berichtsjahr eine Vermehrung um 235 Nummern, zumeist geschenkwweise Zuwendungen, für welche den Spendern der geziemende Dank ausgesprochen sei. Wir verzeichnen eine Widmung von Trachten aus Westdeutschland von Frau Malwine E. Friedländer, ferner verschiedene Gegenstände, Bilder, Schriftsachen von Franz Fuchs, Wien, Johann Winkler, L. Herrenfeld, Amtsrat Johann Fuchs, Dr. E. Rotter, Frau Emma Fuchs, Nachlaß Prof. August Schmitt durch Herrn Robert Mucnjak und Nachlaß Baron Dr. Franz Nopcsa durch Herrn Ismael Elmar, Sektionsrat Dr. Joas (Nachlaß A. Atzwanger); Ing. A. Karasek, Frau Ch. Anger-Nilius, Frau Emma König, phil. Leopold Schmidt, Dr. A. Perkmann, L. Karner, Lehrer E. Kristan, Oberlehrer K. M. Klier, Direktor Leopold Reiter, Frau Frieda Löwy-Wolf, Frau Achtzen, Frau Anna Mautner, Dr. Richard Wolfram, Frl. Marie Weith, Maler Udo Weith, Hans Kaspar, Frau Blauensteiner.

Die Fachbibliothek verzeichnete einen Zuwachs von 76 neuen Büchern und Sonderdrucken und 150 Photos und Ansichtskarten.

Der Besuch der Sammlungen erhielt sich annähernd auf gleicher Höhe wie im Vorjahr. Der Ausweis verzeichnet 3437 zahlende Besucher, 447 nicht zahlende Besucher, 3253 Schüler (im Vorjahre 2224) und 102 Schulklassen.

Unser wissenschaftliches Vereinsorgan, die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, welche sich wie in den Vorjahren der Hauptsache nach durch sich selbst zu erhalten hatte, enthält in ihrem 39. Jahrgang wieder eine größere Zahl wertvoller Beiträge von M. und A. Haberlandt, Maria-Lang-Reitstätter, Franz Kirnbauer, Leopold Schmidt, F. Schmutz-Höbarten, K. Paganini, Leopold Teufelsbauer, K. M. Klier, nebst 46 Buchbesprechungen.

Der Tauschverkehr mit in- und ausländischen Fachzeitschriften und Instituten vermehrte sich um 2 Nummern; die Gesamtzahl der in unserer Fachbibliothek aufliegenden Zeitschriften beträgt 107 Nummern. Für das Volksbildungsreferat von Prof. Dr. K. Lugmayer und den Zeitschriften-Lesesaal der „Urania“ wurden über Wunsch Freistücke der Zeitschrift abgegeben.

Unser Bericht darf eine bescheidene Besserung im Haushalt des Museums feststellen, die hauptsächlich, wie bereits erwähnt, der Erhöhung der Subvention des Bundesministeriums für Unterricht, sowie der Zuwendung des Vereins der Museumsfreunde verdankt wird. Die Vereins- und Museumsleitung spricht dem Bundesministerium für Unterricht, sowie Herrn Bürgermeister R. Schmitz, dem Herrn Volksbildungsreferenten Prof. Dr. K. Lugmayer, der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie sowie dem Verein der Museumsfreunde und der Kammer für Arbeiter und Angestellte für die einsichtsvoll gewährten Subventionen den geziemenden Dank aus. An die Spitze der im Kassenbericht namhaft gemachten Spender hat sich Altbundespräsident Dr. Michel Hainisch mit einer namhaften Widmung aus Anlaß der 40 Jahrestagfeier gestellt. Ihm, wie allen anderen Spendern sei der wärmste Dank auch öffentlich ausgesprochen.

Die vielfältige mühevolle Inanspruchnahme der Museumsleitung und der Angestellten durch die im vorliegenden Bericht geschilderten Arbeiten im Dienste des Museums verdient den höchsten Dank und die größte Anerkennung aller Kreise, denen das Gedeihen des Museums am Herzen liegen muß. Im Besonderen spreche ich in ihrer aller Namen dem Direktor Prof. Arthur Haberlandt, Frau Dr. A. Perkmann und dem Obmann der Oesterreichischen Heimatgesellschaft Restaurator Robert Mucnjak den wärmsten Dank aus. In der Zusammensetzung des Vereinsvorstandes ergab sich durch die Neuwahl des Herrn Professor Dr. Hugo Hassinger zum Vizepräsidenten eine sehr begrüßte Umänderung. In der Jahresversammlung 1934 hielt derselbe einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über „die volkstümlichen Siedlungen in der Schweiz.“

Indem die Vereins- und Museumsleitung wie in den Vorjahren die Bitte und Hoffnung ausspricht, es mögen die im Museums-Ausschuß vertretenen öffentlichen Stellen unserem Institut und allen seinen Arbeiten ihre maßgebende Förderung in steigender Fürsorge zuwenden, richten wir desgleichen an alle bewährten Freunde und Mitglieder, sowie an die gesamte Öffentlichkeit den Appell, demselben nach Möglichkeit ihre stets willkommene Unterstützung leihen zu wollen. Wir unsererseits werden den uns gestellten Aufgaben wie bisher mit allen unseren Kräften zu dienen uns bemühen!

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen

für das

		Schilling
Kassagelder ex 1933		1 941.88
Verein:		
Mitglieder- und Bezugsbeiträge S	1574.16	
Verkauf von älteren Jahrgängen der Zeitschrift, Ergänzungsbänden, Sonderabdrucke „	441.29	
Verkauf von Exemplaren der „Einführung in die Volkskunde“ „	23.40	
Fördererbeitrag der Firma „Pago“ „	50.—	2.088.85
Museum:		
Subvention des Bundesministeriums f. Unterr. S	7000.—	
Refundierung der Telephonkosten durch das Bundesministerium für Unterricht „	322.50	
Subvention der Stadt Wien „	4000.—	
Subvention der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie „	3000.—	
Subvention des Vereins der Museumsfreunde „	1000.—	
Subvention d. Kammer für Arbeiter u. Angest. „	300.—	
Spende des Kommerzialrates Oskar Trebitsch „	100.—	
Spende des Altbundespräsidenten Dr. Michael Hainisch „	200.—	
Spende des Freiherrn Alf. v. Rothschild „	100.—	
Spende der Selenophon A. G. „	128.—	
Spende der Vereinigten Brauereien „	50.—	
Spende der Suchard A. G. „	200.—	
Spende der Firma Herzmansky „	10.—	
Spende der Firma Gerngroß A. G. „	25.—	
Spende von Prof. Dr. A v. Rosthorn „	20.—	
Spende von Hofrat Dr. E. Kratochwill „	10.—	
Spende von Frl. G. Koch „	10.—	
Leihgebühren „	537.30	
Eintrittsgelder und Verkauf des Führers „	1915.52	
Führungspauschalien „	143.90	
Subvention d. Stadtschulrates für Lehrerkurse „	100.—	
Refundierung für Beheizung und Beleuchtung bei Benützung eines Vorführungsraumes „	182.—	
Sonstige kleine Einnahmen „	105.49	
Zinsen „	43.67	
Krankenkassenbeiträge des Personals „	783.—	
Einkommensteuerbeiträge des Personals „	53.93	20 340.31
Summe der Einnahmen		24.371.04
(einschließlich Kassarest ex 1933)		

Geprüft und in

Ministerialrat Karl Gerstner
als Rechnungsprüfer.

und Museums für Volkskunde

Jahr 1934.

Ausgaben

	Schilling				
Verein:					
Drucklegung des 39. Jahrganges der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, des Jahresberichtes und der Sonderdrucke S	2157.50				
Für Klischees „	34.90				
Besprechungshonorare „	119.50				
Versendung der Zeitschrift und Porti „	104.47				
Kanzlei und Drucksorten „	122.75				
Ankauf von Erg.-Bd. X u. „Einf. i. V.“ „	93.11				
	2.632.23				
Museum:					
Gehalte, Löhne und Aushilfen S	9140.90				
Krankenkasse „	1498.17				
Stempelabzüge „	84.60				
Kanzleierfordernisse „	125.96				
Porti, Zustellgebühren, Frachten „	409.40				
Fahrten „	208.18				
Telephon „	591.04				
Sammlungsankäufe „	533.—				
Bibliothek „	431.34				
Restaurierung der Sammlungen „	156.87				
Installation und Anschaffungen „	500.01				
Beleuchtung „	270.04				
Beheizung „	891.64				
Reinigungsarbeiten „	617.44				
Vorträge und Führungen „	290.50				
Kosten der Krippenschau (Beteiligung der österreichischen Heimatgesellschaft) „	411.92				
Einkommensteuer des Personals „	53.64				
Mietzins, Wohnbausteuer, Zinsgroschensteuer und Hausbetriebskosten „	3919.63				
	20.134.28				
<table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td style="width: 70%; text-align: right;">Summe der Ausgaben</td> <td style="text-align: right;">22.766.51</td> </tr> <tr> <td style="text-align: right;">Kassarest</td> <td style="text-align: right;">1.604.53</td> </tr> </table>		Summe der Ausgaben	22.766.51	Kassarest	1.604.53
Summe der Ausgaben	22.766.51				
Kassarest	1.604.53				

Ordnung befunden:

Prof. Dr. Robert Heine-Geldern
als Rechnungsprüfer.

Die Vereinsleitung im Jahre 1935.

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vizepräsidenten: Sektionschef a. D. Dr. Arthur Breycha, Kammerrat Hermann Kandl, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer, Prof. Dr. Hugo Hassinger.

Generalsekretär: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Generalsekretär-Stellvertr.: Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger.

Kassier: Prof. Dr. Heinrich Jungwirth.

Ausschüßräte: Hofrat Dr. Karl Giannoni, Oberlehrer Karl M. Klier, Dr. Georg Kotek, Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle, Dr. Franz Ottmann, Dr. Adelgard Perkmann, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Hofrat Prof. Dr. G. Schlesinger, Prof. Dr. Karl Spieß, Konservator Sandor Wolf, Prof. Raimund Zoder, Prof. Dr. Karl Lugmayer, Dir. Hermann Reuther.

Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht: Sektionsrat Dr. Hohenauer, Präsident Dr. F. Schubert-Soldern.

Vertreter der Stadt Wien: Hofrat Landesschulinspektor Dr. Alois Brommer, Gymnasialdirektor Dr. Josef Stadlmann.

EHRENMITGLIEDER:

Dr. J. Bolte, Berlin (1920).

† Dr. G. Polivka, Prag (1920).

Josef Blau, Freihöls (1920).

Dr. M. Haberlandt (1920).

Dr. Ed. Hoffmann-Krayer, Basel (1920).

Dr. Max Hussarek-Heinlein (1912).

(Gräfin) Nandine Berchtold, Buchlau (1914).

Karl (Freiherr von) Rumerskirch (1914).

Dr. Eugen Oberhummer (1929).

Dr. Michael Hainisch (1929).

Dr. Paul Kretschmer (1930).

Dr. Josef Strzygowski (1930).

Oskar Seyffart, Dresden (1932).

Dr. A. Dopsch (1933).

Prof. Dr. John Meier (1934).

KORRESPONDIERENDE MITGLIEDER:

Schulrat Karl Adrian, Salzburg.

Notar Dr. Eugen Frischauf, Eggenburg.

Museumsvorstand Dr. K. Brunner, Berlin.

Museumsvorst. Prof. Dr. V. Geramb, Graz.

Dr. G. Graber, Klagenfurt.

Univ.-Prof. Dr. N. Krebs, Berlin.

Univ.-Prof. Dr. O. Lauffer, Hamburg.

† Dir. Hofrat Julius Leisching, Salzburg.

Prof. Josef Tvrdy, Wischaü.

Univ.-Prof. Dr. M. Murko, Prag.

† Dr. Franz Baron Nopcsa, Budapest.

Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Dr. Zeno Kuziela, Berlin.

Univ.-Prof. Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck.

Univ. Prof. Dr. Adolf Helbok, Innsbruck.

† Univ.-Prof. Dr. L. Rüttimeyer, Basel.

Univ.-Prof. Adam Wrede, Köln.

Direktor F. Pospišil, Brünn.

Hofrat Ferd. Raunegger, Klagenfurt.

Prof. Dr. G. Jungbauer, Prag.

Prof. Dr. E. Schneeweiss, Prag.

Dr. H. Bächtold-Stäubli, Basel.

Prof. Dr. A. Byhan, Hamburg.

Prof. Dr. H. Naumann, Frankfurt a. M.

Direktor Sigurd Erixon, Stockholm.

Direktor Dr. J. Manninen, Helsingfors.

Prof. Dr. Paul Sartori, Dortmund.

Prof. Dr. D. Selenin, Leningrad.

Prof. Dr. Theodor Siebs, Breslau.

Direktor Vladimir Tkalčić, Zagreb.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Die Böhmerwälder „Faschingbursch“.

Von Dr. Richard Wolfram, Wien.

Wer in den letzten Faschingswochen das Gebiet des südlichen Böhmerwaldes aufsucht, braucht nicht lange auf volkskundliche Erlebnisse zu warten. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß fröhliches Jauchzen, Musik und neugieriges Zusammenlaufen der Dorfbewohner, vor allem der Kinder, die Ankunft einer umziehenden Faschingsgruppe ankündigt. Im Heischegang ziehen sie von Haus zu Haus, führen ihr kleines Spiel vor und werden selten — bei den Bauern gar nie — abgewiesen. Die „lustigen Bettelleut“ sind noch immer von einem Nachhall alter Vorstellungen geschützt und noch im Fasching 1935 war ich Zeuge, wie eine Bäuerin 3 der roten Fleckerln vom Gewande des Narren abriß, um sie den Hühnern unterzulegen. Dadurch sollen sie nämlich zu fleißigerer Eierproduktion veranlaßt werden. Die alten Leute jedoch erzählen, daß man früher viel auf die Faschingbursch gehalten hat, denn wenn sie nicht kam, wuchs kein Korn!

Der Böhmerwald war immer ein verhältnismäßig karger Boden. Die Not der gegenwärtigen Zeit hat daher alte Bräuche, deren Ausübung wenigstens während einiger Wochen etwas einträgt, zu ungeahnter Blüte gebracht. Vor dem Kriege waren Faschingbursch und Schwertbursch — „die Bursch“ ist die Bezeichnung der ganze Gruppe — schon verhältnismäßig selten geworden, wenn die Ueberlieferung auch nie abriß. Heute geht aus fast jedem Ort des Kaplitzer Bezirkes eine Gruppe, Rosenberg besitzt deren sogar mehrere. Als ich heuer zum dritten Male in der Faschingszeit diese Gegenden aufsuchte, wurde mir z. B. bei meiner Ankunft in Oberhaid berichtet, daß gerade 2 Männer mit dem Sommer- und Winterspiel dagewesen wären. Der Sommer trug eine Stange mit einer strohgeflochtenen Drischel, der Winter an seiner Stange einen kleinen Christbaum. So sprachen sie ihren Dialog und sangen zuletzt gemeinsam ein Lied. Leider gelang es mir nicht, dieses Paar auf seiner Wanderschaft anzutreffen, weshalb ich mich mit der Wiedergabe dieser Nachricht begnügen muß. Sie sollen aus

der Krummauer Gegend gewesen sein. In den Rahmen der gewöhnlichen Bettelerei gehört wohl schon ein Umzug, den ich in Kaplitz sah, wo ein Musikant und drei Maskierte von Haus zu Haus gingen und absammelten. Die Maske der Frau, die ihren Mann in der Butte trägt, ist altertümlich und weit verbreitet. Sonst bot die Gruppe nichts Besonderes. Zeitbedingte Entartung ist es wohl auch, daß die Heiligen drei Könige aus Rosenberg noch zu Faschingsende umherzogen. Auf einen Vorhalt des Gendarmen waren sie wenigstens um die Antwort nicht verlegen: „Ja mein, wenn wir doch das Jesukindlein suchen müssen!“ Die eigentlichen Faschingszüge, die an größeren Orten gerne am Faschingmontag oder Faschingdienstag veranstaltet werden, sind schon aus der altartigen Sphäre ziemlich gelöst. Zwei Gruppen von Faschinggehern vertreten jedoch noch älteste Ueberlieferung: die Faschingbursch und die Schwertbursch. Die Schwerttänze werden ja in größerem Zusammenhang geschildert¹⁾, weshalb ich mich hier auf die Faschingbursch beschränken will. Sie ist der Schwertbursch nahe verwandt und kann mit ihr wechseln. Man berichtete mir, daß z. B. die Rosenberger das eine Jahr als Schwertbursch gehen, das andere als Faschingbursch. In den Sprüchen, wie im Brauchtum der Gruppe als solche bestehen enge Beziehungen zu den Schwerttänzern.

Wie die Schwertbursch besteht auch die Faschingbursch aus 7 Mann, zu denen noch die 2 Narren „Scheck“ und „Mehlbua“ (auch „Hudl“ genannt) kommen. Natürlich ist auch ein Musikant von der Partie. Die interessantesten Gestalten sind die Narren. Das Gesicht verbergen sie hinter einer Tuchlarve mit gewaltiger, herabhängender Nase, die Augen sind meist durch Ränder überbetont; auf dem Kopf tragen sie die alte spitze Magiermütze. Ihr weißes Gewand ist über und über mit aufgenähten kleinen Fleckerln besetzt, die von den Bäuerinnen gerne zu dem vorhin geschilderten Zweck abgerissen werden. Der Mehlbua hat einen Zöger an einem Stock über dem Rücken hängen, in dem die gesammelten Nahrungsmittel verschwinden. Die übrigen Mitglieder der Gruppe sind gewöhnlich gekleidet, doch tragen sie um die Mitte eine meist aus Handtüchern zusammengenähte breite weiße Schärpe, die an der linken Seite herabhängt. Auf die Handtücher kann auch ein schmales grünes Band genäht sein. Die Hüte sind rundum mit Sträußchen aus künst-

¹⁾ R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, 2 Bde., Bärenreiter-Verlag, Kassel, 1935.

lichen Blumen und Flitterwerk geziert. Außer den Narren und dem Musikanten nehmen folgende Personen teil:

- Der Burschenführer (trägt einen Stock mit einer Masche oder Blumen),
- der Hauptmann (trägt als Abzeichen eine vom Nachtwächter entliehene Hellebarde),
- der Richter (sammelt die Speckstücke an einem Spieß),
- der Tanzmeister (trägt das Tanzkranzl, den Oberteil der Pritsche),
- der Pritschenmeister (mit dem Pritschenbrettli),
- der Großgeschworene,
- der Kleingeschworene (letztere tragen das gespendete Getreide in Säcken).

Die etwas unverständlichen Namen dieser Teilnehmer erklären sich sogleich, wenn man etwa die schwerttanzenden Burschengruppen der Kremnitz-Probner-Sprachinsel zum Vergleich heranzieht. In Neuhäu fand ich z. B. als Teilnehmer des Faschingtanzes den Burschenrichter, Tanzmeister, Branntweinschaffer, Robeschträger, Brotschaffer, Stegakratzer, Pritschenmeister. In diesen Gegenden bedeuten die Namen der Burschen aber nicht bloß einen letzten Rest, der nur mehr gelegentlich des Faschingumzuges in Erscheinung tritt, sondern den Namen entsprechen auch noch Aemter, die während des ganzen Jahres ausgeübt werden. Die Burschengemeinde steht nämlich noch in voller Blüte. Jeder „Knecht“, d. i. schulentwachsene Bursch, muß in die Gemeinschaft der Burschen eingekauft sein, sonst hat er weder beim Tanz noch beim „durch die Kammern Gehen“ etwas zu suchen. In dieser festgeschlossenen Organisation der Jungmannschaft wird strenge Ordnung gehalten. Die Burschen haben auch der Gesamtheit gegenüber mancherlei Pflichten. Jedes Jahr werden ihre Amtswalter im Beisein der Obrigkeit gewählt, die dadurch die Einrichtung sanktioniert. Oberhaupt der Burschengemeinde ist der Burschenrichter, dessen Anordnungen unbedingt Folge geleistet werden muß. Der Irtenmeister (Robeschträger; Robesch ist der Zählstab) führt die Rechnung, der Tanzmeister hat die Tanzunterhaltungen des Jahres zu arrangieren und der Pritschenmeister besitzt die Strafgewalt über alle Knechte. Besonders wichtig ist es nun, daß der Burschenrichter mit 8 oder 10 Burschen zum Faschingstanz von Haus zu Haus zieht im üblichen Heischegang der Schwerttänzer. Der Umzug

ist also deutlich als Burschenbrauch erkennbar. Dieselben Verhältnisse müssen auch in früherer Zeit für den Böhmerwald vorausgesetzt werden. Ein sehr altertümlicher Zug der Böhmerwäldler ist es jedoch, daß beim Umzug der „Scheck“ (Narr) der eigentliche Burschenführer ist. Reste der Burschenschaft bestehen übrigens noch in den „Irtln“ mit dem Altbursch und anderen Amtswaltern in Südmähren. Der Einkauf konnte erst nach der Assentierung erfolgen.

Fast an Handwerksbräuche gemahnende strenge Formelhaftigkeit herrscht bei allen Reden und Handlungen der Faschingbursch. Wenn die Schar einen Ort betritt, gehen Richter und Tanzmeister zunächst zum Bürgermeister und bitten um Verlaub:

„Hochgeehrter Herr Bürgermeister samt seiner Frau! Unser Herr Burschhauptmann laßt sich schön empfehlen und laßt ein Gelobt sei Jesus Christus vermeiden und laßt auch fragen, ob wir die Erlaubnis haben hereinzuziehen und unser Spiel zu rühren? Wenn wir die Erlaubnis haben hereinzuziehen und unser Spiel zu rühren, so laßt er auch fragen, ob in diesem Ort a schwer kranke oder a tote Person ist? Er steht für die ganze Bursch gut, nur für zwei Mann nicht“.

Die Zwei, für die der Hauptmann nicht gut steht, sind natürlich die Narren. Sie genießen das uralte Recht der Stehlfreiheit was Nahrungsmittel betrifft. Wenn die Bursch vor einem Hause tanzt, verschwinden sie sofort in der Küche oder der Speisekammer und suchen etwas Eßbares aufzustöbern, das sie ohne Ahndung mitnehmen können. Daß sie Gestalten alter Volksreligion verkörpern, geht auch daraus hervor, daß die Narren kein Kreuz machen und keine Kirche betreten dürfen. Die übrige Bursch befließigt sich betonter Rechtschaffenheit. Vor jeder Kapelle, an der vorübergezogen wird, mach sie ein „Krezl“, jedoch nicht in der gewöhnlichen Art des Kreislaufes; die Burschen stellen sich vor der Kapelle in Kreuzform auf. Natürlich fehlt es auch nicht an kirchlichen Umdeutungen der von den einzelnen Tänzern getragenen Symbole. Das Tanzkranz wird als Dornenkrone bezeichnet, das Pritschenbrettl als die Geißel, der Spieß als die Lanze, die Hellebarde soll Herodes gehabt haben und die zwei Geschworenen vertreten die Schächer. Daß diese Deutungen nicht das Ursprüngliche des Brauches treffen, liegt auf der Hand.

Hat eine Bursch die Erlaubnis zum Einzug erhalten, was durch das Hochheben des Spießes angedeutet wird, so macht sie ihren

Rundgang in der gleichen Richtung, in der man um den Altar geht, nämlich mit der Sonne (im Sinne des Uhrzeigers). Vor jedem Hause wird das „Krezn“ gelaufen: Unter Vorantritt des Burschenführers laufen alle im Kreis (mit der Sonne). Dann dreht sich der erste einmal um sich selbst (im Sinne der Linkswalzerdrehung) und bleibt mit dem Rücken gegen das Haus gewendet stehen. Die anderen laufen weiter. Als zweiter bleibt dann der Hauptmann nach der gleichen Drehung vor dem Burschenführer stehen, jedoch mit dem Gesicht gegen das Haus gewendet. So laufen sie und einer nach dem anderen bleibt stehen, einen engen Kreis bildend. Alle juchazn und nun folgt der Spruch:

„A lustige Tanzbursch (Faschingbursch) spricht an
um einen recht weisen Mann,
an Metz'n Habern, a Metz'n Korn, a Stuck Speck,
geht die lustige Bursch wieder mit Ehren weg.
Hab't's a schwarzbrauns Maderl im Haus,
gebt's es heraus,
werdn ma a paar Tanz tanzen mit ihr.
Musikanten spielt's auf
und die ganze Bursch juchazt drauf!“

Hinter dem Stück Speck wird manchmal noch eingefügt: „A Bratwurst, die neunmal um den Ofen glangt, gebt's es heraus, die halt uns die ganze Bursch aus“ und statt der letzten Zeile heißt es auch: „Und der Tanzmoasta frisch drauf!“ Nun muß die Bursch mit den weiblichen Hausbewohnern 3 Tänze tanzen, der Scheck jedoch mit der Bäurin selbst. Das erinnert stark daran, daß der strohvermummte Lazzo des Hochwieser Schwerttanzes (Kremnitzer Sprachinsel) mit der Hausfrau tanzen muß, damit es ein gutes Jahr gebe. Das Krezlaufen der Bursch ist genau dieselbe Handlung wie das Kranzlmachen der Faschingläufer im oberen Murtale, dessen magischer Charakter wohl außer Zweifel steht²⁾. Diese Uebereinstimmungen sind besonders wertvoll, weil sie wieder einmal die enge Verbindung des alten Dämonenlaufes mit den Burschgruppen zeigen.

Der eben zitierte Spruch wird bei Bauern verwendet. In größeren Märkten und Städten heißt es nur mit einer Anleihe bei den Schwerttanztexten:

²⁾ Vgl. R. Wolfram, Faschinglaufen und Bärenjagen im oberen Murtale, Wiener Zeitschrift für Volkskunde 1932, Seite 62.

„Hochverehrter Herr N. N!
 Wird Ihnen nicht verdriassn
 a paar Taler drein z'schiassn.
 A paar Taler war z'viel
 a paar Siebzehner warn s'rechte Ziel.
 Musikanten spielt's auf
 und die ganze Bursch juchazt drauf!“

Begegnete man einer Militärperson, so wurde das sogenannte Militärkrezl gemacht. Alle stellten sich in einer Front auf und der Burschenführer sprach:

„Alle kaiser- und königlichen Militärmänner sollen leben in Frieden, wahrer Einigkeit, Vivat (das Vivat rufen alle, worauf der Führer hinzufügt) und Gsundheit. Musikanten spielt's auf und die ganze Bursch juchazt drauf“.

Außerordentlich interessant ist der Vorgang beim Zusammentreffen zweier Burschengruppen. Ist die eine bereits im Ort, so darf die zweite nicht mehr hinein. Begegnen sie einander aber außerhalb, so wird um die Berechtigung, in diesen Ort einzuziehen, gekämpft. Die eine Bursch schlägt 3 Krezln um die andere. Dann beginnt nach uralter Weise ein Rätselwettstreit. Der Hauptmann fragt, für wen die 3 Krezln gehören? Die Antwort hat zu lauten: Das erste gehört für die ehrsame Bursch, das zweite für die Pfarrgemeinde, das dritte für die Ehre Gottes. Wo ist die Bursch ausgezogen? Bei der Tür. Wo geht sie hin? Heim. Woher stammen die beiden Narren? Aus dem babylonischen Turm. Wenn die Antworten richtig gegeben sind, beginnen die Schecken den Kampf. Auch wenn man Erzählungen, daß einmal zwei Burschen 8 Tage lang gerauft haben sollen, in das Gebiet der Sagenbildung verweisen wird, so ist doch sicher, daß es bei diesen Kämpfen in früherer Zeit nicht unbedingt harmlos zugeht. Marterln für erschlagene Schecken trifft man im ganzen Kaplitzer Bezirk an. Das sichtbare Zeichen eines solchen Zusammenstoßes sind eine Kornähre in der Drischl des Scheck und Kranabettenträußchen (Wacholder) auf den Hüten des Hauptmanns und des Richters.

Der Fasching dauert im Böhmerwald rund 5 Wochen. Während dieser ganzen Zeit sind die Burschengruppen unterwegs, doch kommen sie am Donnerstag Abend immer heim, da sie am Freitag nicht umziehen dürfen, ebensowenig übrigens am Sonntag. Der Samstag wird deshalb meist zu einer kleinen Tour in die Umgebung ausgenützt. Bei diesen Wanderungen kommen die

Gruppen natürlich recht weit herum. Die Wirte kochen ihnen die gesammelten Speisen ab und abends wird in irgend einem Hause Einkehr gehalten und übernachtet, meist natürlich unter recht primitiven Verhältnissen. Die Bitte um Nachtquartier lautet:

„Weil nun der Tag vergangen ist und die Nacht wieder angebrochen ist und ich mit meiner ehrbaren Bursch nicht mehr weiter reisen kann, so bitte ich euch und beherbergt uns. Musikanten spielt's auf und die ganze Bursch juchazt drauf!“

Am Morgen bedankt sich der Burschenführer mit folgenden Worten:

„Weil nun die Nacht vergangen ist und der Tag wieder angebrochen ist und ich mit meiner ehrsamem Bursch wieder weiter reisen muß, so danke ich für alles, was Ihr uns diese Nacht erwiesen habt, erstens für meine eigene Person, zweitens für meine ganze ehrbare Bursch; und sollte sich meine Bursch nicht brav aufgeführt haben, gleich bei mir melden, daß ich's abstrafen lasse. Musikanten spielt's auf und der Tanzmeister springt drauf!“

Beim abendlichen Einzug wird natürlich viel Kurzweil getrieben. Der beliebteste Spaß ist das Pritschen. Auf die Frage des Hauptmanns: „Wie schaut's in meiner Bursch aus?“ antwortet der Scheck: „Recht schlecht; alle sind große Gauner“. „Wieso?“ Nun wird einer der Burschen nach dem anderen einer unehrerbietigen Aeußerung über den Hauptmann geziehen, z. B.: „Unsern Nachbarn is a Bock derkemma (eingegangen), da is die Goas Witwe wordn. Er hat gsagt, das war a geschickte Braut für 'n Herrn Hauptmann“. Oder: „Wia ma da ganga sind, is an an Bam a Kran (Krähe) ghängt, der hat scho recht gstunken, da hat der Tanzmoasta gsagt, das war für unsern Herrn Hauptmann der beste Bratn“. Da alle die Wahrheit dieser Angabe trotz des Protestes des Beschuldigten bestätigen, entscheidet der Hauptmann die Abstrafung. „Wie viel hat er verdient?“ „50 Schock“. Nachdem sich der Betreffenden auf eine Bank gelegt hat, untersucht ihn der Scheck auf der Reversseite und verkündet: „Das halt er net aus, er hat Lungenentzündung hintn“. Daraufhin entscheidet der Hauptmann, daß er 10 Streiche nachlasse und 20 dazugebe. „Aber net da aufi“, sagt der Scheck und zeigt auf die gefährdete Rückenpartie, „da hat er Plattfüß“. Sämtliche Tänzer gehen nun im Kreise (mit der Sonne) um die Bank herum und rezitieren in eigentümlichem Singsang:

Meine lieben Brüada, gehts z'sam in a Scheibn, mir werd'n a weng a
Kirzweil treib'n, mir ham an Bruadan, der tuat uns koa guat, den müass'n ma strafft nach
unserem Muat. Mir wern eahm's Hoiserl scho fliccka, mir brauchn um koan Schreider net
schicka, der Schnei der is a guater Bua, der gibt uns Nadel und
Zwirn dazua.

„Meine lieben Brüada geht's z'samm in a Scheibn,
 mir wern a weng a Kirzweil treib'n,
 mir ham an Bruadan, der tuat uns koa guat,
 den müassn wir strafen nach unserem Muat.
 Wir wern eahm das Hoiserl scho fliccka,
 wir brauchn um koan Schneida net schicka,
 der Schneida der is a guater Bua,
 der gibt uns Nadel und Zwirn dazua.
 Nadel und Zwirn is no net gnua,
 wir brauchen an sackrischen Fleck dazua.
 Ei Knapp, du sollst dich niederleg'n,
 wir wern da a 10 Schock Pritschna gebn,
 wir gebn da net 10, wir gebn da nur 9
 darnach wirst du uns gehorsam sein.“

Nun wird ihm die Hose gespannt und der Pritschenmeister
 beginnt zu den Klängen eines Trauermarsches seine Tätigkeit.
 Eines der anwesenden Mädchen kann sich das Opfer nach einigen
 Streichen ausbitten. Darauf singen die Burschen wieder:

„Ei Knapp, steh auf von dieser Bank,
 und sag dem Pritschenmeister Dank,
 dem Pritschenmeister nicht allein,
 der Hauptmann, der Richter muß auch dabei sein.“

Der Delinquent spricht: „Herr Hauptmann, Herr Richter, i bedank mich für meine Straf“. Und zu der, die sich ihn ausgebeten hat sagt er irgend etwas Scherzhaftes, etwa daß er ihr zu Weihnachten einen luckerten Strohhut kauft oder dergleichen. Mit ihr muß der Bursch dann auch tanzen.

Das Pritschen ist aber noch nicht zu Ende, denn der Scheck hat schon wieder eine Klage vorzubringen. Trotz der vorwurfsvollen Frage des Hauptmanns: „Ja wollt's die ganze Bursch verschuffen?“ muß auch über den nächsten das Urteil gefällt werden, worauf sich die Szenen mit neuen Scherzen wiederholen. Doch auch der Scheck entgeht seinem Schicksal nicht. Wenn das Pritschen an ihm ist, gibt es natürlich besonders viele Spässe. Zunächst legt er sich auf den Rücken. Die Aufforderung, ihn umzudrehen, wird in der Weise befolgt, daß die ganze Bank umgedreht wird usf. Wenn schließlich der Hauptmann selbst gepritscht werden soll, legt sich der Richter auf ihn, mit der Brust nach oben, so daß er nicht geschlagen werden kann.

Ein Fest im Heimatort beschließt die Zeit des Umherziehens. Wenn es das Wetter erlaubt, wird im Freien eine Tafel aufgeschlagen, wo gegessen und getrunken wird. Die Burschen holen die unter den Zuschauern befindlichen Mädchen zum Tanz, für den sich die Mädchen durch eine kleine Spende erkenntlich zeigen müssen. Scheck und Mehlbua spielen auch hier die Lustigmacher und erwischen alle Augenblicke eine andere Alte, die sie im Tanze schwenken. Abends zieht die Bursch gewöhnlich in ein vorher bestimmtes Gasthaus ein, wo der Erlös verjubelt wird.

Recht ungeklärt ist bei all diesen Bräuchen noch das Pritschen. Hinter diesem Schlaginstrument, das gewöhnlich aus einer runden Scheibe an einem bis zu 75 cm langen Stiel besteht, verbirgt sich zweifellos ein altes Symbol solcher Burschengruppen. Man muß nur einmal die prächtig gezierten Riesenexemplare dieser Gattung im Budapester oder Kremnitzer Museum betrachten, um darüber im Klaren zu sein. Dazu stimmt auch die hochachtungsvolle Behandlung der Pritsche durch die Faschingbursch. Wenn sie in ein Haus kommen, wird die Pritsche auf den Tisch gelegt und das Tanzkranzl aufrecht in ein in der Scheibe befindliches Loch gesteckt. In Johannesberg (Kremnitzer Sprachinsel) wird die Pritsche zu Kirchweih, die mit dem Sonnwendfest zusammenfällt, von 2 Mädchen geschmückt und feierlich in Begleitung der Amtswalter und der Musik nach dem Tanzsaal ge-

tragen, wo sie in der Mitte des Saales aufgehängt wird³⁾). Die „Tartsch“, die beim Umzug der Zunftlade in Agnetheln (Siebenbürgen) vorangetragen wird, ist gleichfalls eine solche schön ausgestaltete Pritsche, die die Jahreszahl 1733 trägt. Wozu sie verwendet wurde, ist heute in Agnetheln vergessen. Irgendwie mögen diese Prunkpritschen mit dem Zunftwesen zusammenhängen, doch ist die ganze Gattung kaum daraus abzuleiten. Dazu ist beispielsweise der Schlag mit der Narrenpritsche, Klatsche und wie die verschiedenen Instrumente alle heißen, viel zu verbreitet⁴⁾).

Auch in der Verwendung der Pritsche herrscht eine bemerkenswerte Verwirrung. In einigen Orten der Kremnitzer Sprachinsel galt die Züchtigung durch dieses Instrument für wirkliche Vergehen als empfindliche Ehrenstrafe. Im Gegensatz dazu steht es, daß sämtliche Burschen einander am Osterdienstag pritschen (z. B. in Oberturtz), wobei der jüngste mit dem Pritschenmeister selbst beginnt. Auch die Mädchen werden nicht verschont. Das erinnert stark an die Bräuche des Pritschmontags beim Hüttenberger Reifanzfest (Kärnten). Dort beginnen die Narren damit, daß sie ihren eigenen Führer, den Fähnrich, pritschen, dann kommt die hohe Obrigkeit an die Reihe, der Bürgermeister, der Bergwerksdirektor und schließlich alle Personen, die kein Bergleder tragen. Während des ganzen Tages werden die Opfer von allen Seiten herangeschleppt, erhalten ihre drei Schläge auf der Bank liegend und müssen sich für das Glas Wein, das den ausgestandenen Schrecken wieder gut machen soll, durch eine Geldspende erkenntlich zeigen. Der Vorgang erinnert an das „Aufführen“ einzelner Gäste durch die Masken beim Imster Schemenlauf, wengleich es dort ohne Schläge abgeht. Möglicherweise haben wir in dieser Handlung aber auch eine Buße oder Weihe zu erblicken. Es scheint fast so, als ob niemand den Tanz sehen dürfte, der sich nicht dem Pritschen unterwirft. Als ich selbst den Tanz einmal außer der Aufführungszeit lernte, wurde er mir erst gezeigt, als auch mit mir das Pritschen in feierlicher Form vorgenommen worden war. Auch das fruchtbarkeits- und krafftfördernde Schlagen wie beim „Mollen“ der Huttler in Tirol⁵⁾ und dem weit-

³⁾ J. Hanika, Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel, Forschungen zur Sudetendeutschen Heimatkunde, Heft 4, Reichenberg 1927, S. 22.

⁴⁾ Vgl. z. B. die pritschenden Narren beim Nürnberger Scherabartlauf, beim Ebenseer Fetzenzug usw.

⁵⁾ V. Hein, Das Huttlerlaufen, Zeitschrift des Vereines für Volkskunde IX, Berlin 1899.

verbreiteten „Frisch und gesund Schlagen“ zu Weihnachten könnte in Erwägung gezogen werden. Auch von diesen Schlägen ließe sich vielleicht zum Schlag bei Weihehandlungen — bis zum Backenstreich bei der Firmung — ein Weg finden. Bereits bei O. S c h a d e⁶⁾ ist ja umfangreiches Material über Jünglingsweihen zusammengetragen. Die Rolle des Schlages ist aus seinen Beispielen leicht erkennbar. Erwähnen möchte ich noch, daß in Oberstuben (Kremnitzer Sprachinsel) an den Schwerttanz auch das Pritschen angeschlossen wird. Beim slowakischen Schwerttanz in Strání gabe es noch vor 70 Jahren Szenen scherzhafter Art, die auch beim Böhmerwälder Schwerttanz nicht fehlten. Die von den Schwerttänzern eben besuchte Familie erhob Klage, daß etwas gestohlen worden sei. Sofort wurde eine Untersuchung der Fašančáren eingeleitet, bei der das Gestohlene gefunden wurde. Gewöhnlich handelte es sich um einen Löffel oder dergl., den ein Tänzer dem anderen beim Verlassen des Gebäudes spasseshalber unbemerkt in die Röhrenstiefel gesteckt hatte. Der Ertappte wird in das Haus geführt, auf eine Bank gelgt und erhält nun mit dem Säbel einige Streiche. Das nennt man „vytínání“; die Szene gab Anlaß zu langen Reden und Bitten zwischen dem Gazda oder Anführer und dem Hausvater, die alle in scherzhafter Form geführt wurden⁷⁾. Mit Aufnahmebräuchen hängt der jährlich wiederkehrende sogenannte „Pliggdansen“ am Gymnasium in Västerås (Schweden) zusammen. Dieser Brauch, bei dem die Schüler geprügelt wurden, hat sich bis 1840 erhalten. Im Brauchtum der Schulen steckt ja viel altes Gut der Burschengemeinschaften. Eine „Gatschen“, die beim Freischlagen der Fleischhauergemeinschaft verwendet wurde, ist im Museum von Mistelbach erhalten. Sehr interessant ist das „Pritscheln“, das ich in der Sprachinsel Deutsch-Mokra (Karpathorußland) fand. Wer dort zum ersten Male auf eine Alm kam, mußte sich auf eine Bank legen und bekam drei Schläge, wobei die älteste Sennerin die Vorhand hatte. Der Spruch dabei lautete: „Erstens für'n Herrn, Zweitens zur Ehr'n, drittens zur Gsundheit“. Dann erhielt man einen Trunk Milch.

So viel aus dem vorliegenden Materiale zu erkennen ist, scheint es sich um zwei Dinge zu handeln, die meist zusammengefloßen sind: den magischen Schlag (Lebensrute, Weihe) und

⁶⁾ Ueber Jünglingsweihen Weimarer Jahrbuch VI, 1859.

⁷⁾ F. P o s p í š i l, Mečový (zbrojný) tanec na slovanské půdě, Národopisný Věstník Československý VI, Praze 1911, S. 46.

den Schlag als Züchtigung. Selbst bei den Weihebräuchen sind beide Gattungen anzutreffen. Der Ritterschlag wie der Backenstreich gehören wohl in die Gruppe der symbolisch-magischen Handlungen, während das oft recht handfeste Prügeln zu den Standhaftigkeitsproben gezählt werden muß. Neben diesen einmaligen Handlungen, die mit dem in die Gemeinschaft Aufzunehmenden vorgenommen werden, steht die Ausübung der Strafhoheit durch die Burschenschaft, die meist auf einen bestimmten Tag des Jahres verlegt wird. Dazu gehört das von F. P e s c h e l geschilderte „Faschingsrecht“ der Deutschen in Mähren⁸⁾. Die Gemeinde trat ihre Gerechtsame für einige Tage förmlich an die jungen Leute ab, welche als Zeichen ihrer Gerichtshoheit einen geschmückten Säbel aufhingen und unter ihm die meist schon ins Komische gewandten Abstrafungen vornahmen. In Zahorovice (im slavischen Gebiet) trug der Anführer der Schwerttänzer ein „právo“, eine mit Bändern umwickelte gedrechselte Hand, die stark an alte Zunftzeichen oder Freyungen (Gerichtszeichen) gemahnt⁹⁾. Die Faschingsbriefe, die manchmal vom Charakter des Haberfeldtreibens nicht sehr weit entfernt sind, bedeuten gleichfalls ein jährlich wiederkehrendes Gericht, das zumeist von der Burschenschaft ausgeübt wird. Was die Verbindung dieser Erscheinungen mit den Männerbünden betrifft, muß auf mein Schwerttanzbuch verwiesen werden, wo das Material aus verschiedenen Gegenden zusammengetragen ist¹⁰⁾.

Die Faschingbursch des Böhmerwaldes entpuppt sich somit als ein Brauch von großer Altertümlichkeit. Sie ist eine Form der fruchtbarkeitsfördernden Dämonenläufer von der Art der Schell- und Glockfaschen des oberen Murtales; andererseits ist die Böhmerwälder Gruppe klar als Burschenschaft erkennbar und weist als solche heute noch viele Züge des Altersklassenverbandes auf, wofür die Amtswalter, das Pritschen und die Bräuche beim Zusammenstoß zweier Gruppen Zeugnis ablegen. Die enge Verbindung beider Eigenschaften scheint mit in der Tatsache begründet zu sein, daß die Burschenschaft eben Brauchtumsträger im weiten Sinne ist, im Besonderen aber auch altkultische Funktionen aus der Zeit der Männerbünde fortführt.

⁸⁾ Das Faschingsrecht und das deutsche Richterspiel, Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde VII, 1934.

⁹⁾ Pospíšil, a. a. O. S. 35 und Peschel, a. a. O. S. 63 f.

¹⁰⁾ Ebenso auf O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen.

Die bäuerliche Hinterglasmalerei zu Sandl als Volkskunst der Gegenwart.

Von Rudolf KriB.

Mit 4 Abbildungen auf Tafel I.

Sandl, die kleine 1000 m hoch gelegene Ortschaft im unteren Mühlviertel, nahe der böhmischen Grenze, war im 18. und 19. Jahrhundert als die berühmteste Heimstätte der Glasmalerkunst in Oberösterreich weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt, denn das Sandlbild gehörte zu den weitestverbreiteten seiner Gattung.

Weniger bekannt dürfte es indessen sein, daß jene Kunst, die seit nahezu 5 Jahrzehnten für ausgestorben gilt, auch heute noch in Sandl geübt wird. Die Kunde hievon verdanke ich der um die sammlerische Erfassung der Volkskunde des oberen Mühlviertels hochverdienten Frau Rosa List zu Alténfelden, die mir einen ganzen Kreuzweg, der aus 14 großen Bildern besteht, zeigte, den sie sich im vorigen Jahre in Sandl hatte anfertigen lassen. Was sie mir sonst noch alles von ihrem Besuch beim alten „Bernhardl“, dem Erzeuger jener Bilderreihe, erzählte, veranlaßte mich, nicht nur mir selbst einen solchen Kreuzweg zu bestellen, sondern auch den Schöpfer in seiner Heimat aufzusuchen.

An einem kalten Februartag fuhr ich mit dem Pferdeschlitten von Freistadt hinüber nach dem 15 km entfernten Dorfe Sandl. Die breite Straße ist um diese Zeit fast völlig vom Schnee zugeweht und besteht nur aus einer schmalen Schlittenspur, die sich entlang der aufgerichteten Schneestöcke dahinzieht. Oft war auch sie nicht mehr sichtbar und die Rosse versanken bis über die Knie im Schnee. Während der Wintermonate, wo das Dorf manchmal über 14 Tage von der Außenwelt abgeschnitten ist, und die Feldarbeit für lange Zeit ruhen muß, oblagen die Bauern wohl schon vor jeher ihrem künstlerischen Gewerbe; ich traf daher den alten Bernhard, der sich baß wunderte, daß ich überhaupt durchgekommen sei, mitten in seiner Arbeit.

Er zählt 76 Jahre und ist heute der Einzige, der die Kunst noch betreibt. In der Familie Thumayr, der er angehört, wurde sie seit Generationen ausgeübt und die bewußte Tradition reicht über 100 Jahre bis zum Großvater zurück. Ihr Stammhaus liegt etwas außerhalb des Dorfes auf einer sanft ansteigenden Halde, auf der

mehrere kleine Bauernanwesen verstreut sind. Das Haus bewohnt heute Bernhards Bruder, der aber seit langem nicht mehr arbeitet. Einstens waren sämtliche Familienmitglieder in der großen, vielenstrigen Eckstube, die nach Süden und Westen sieht, tätig. In ihr läuft ein langer schmaler Tisch in Gestalt eines meterbreiten Brettes die Wand entlang, die an einer Seite 3, an der anderen 2 Fenster enthält. Der heutige Besitzer des Hauses zeigte mir nicht ohne Stolz die für die einzelnen Familienmitglieder bestimmten Arbeitsplätze. Jedes hatte ein Fenster inne: der Vater, die Mutter, die beiden Brüder und eine Schwester. Sie waren also selbst in dem Berufe tätig.

Die drei Geschwister leben als alte Leute noch heute. Bernhard, der wie gesagt als einziger noch arbeitet, bewohnt ein kleines Anwesen, das ungefähr 200 m von seinem Vaterhause entfernt liegt und natürlich in seiner Einrichtung weniger deutlich auf den Beruf seines Bewohners hinweist. Bernhard lebt dort mit seiner Frau, seinem etwa 30 jährigen Sohn, der Schwiegertochter und den Enkelkindern. Da der Alte in Sorge ist, die Kunst könnte mit ihm austerben, erteilt er seit einem Jahre dem Sohne Unterricht, den dieser, wie mir schien, nicht ungerne empfängt. Auf eines seiner Enkelkinder, einen kaum fünfjährigen Buben hinweisend, meinte Bernhard: „Und der muß es auch noch einmal lernen“.

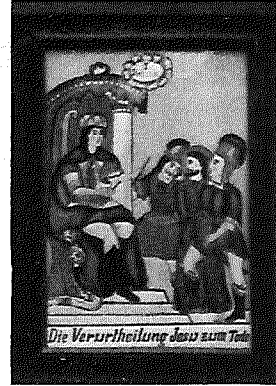
Doch von der Person zur Sache! Die Zeichnung wird auf dem Glas erst mit einer in Gummi aufgelösten schwarzen Wasserfarbe grundgelegt, dann wird das übrige Bild mit Oelfarbe, die heute fertig in der Stadt gekauft wird, ausgeführt. Der Umstand bedingt die geringere Dauerhaftigkeit und eine etwas veränderte Tönung der modernen Bilder gegenüber den alten, die mit selbst hergestellten Farben gemalt wurden. Die Spiegelglastechnik ist jetzt ausgestorben. Doch erzählte mir Bernhards Bruder, daß er selbst in seiner Jugend noch sogenannte Spiegelbilder angefertigt habe.

Die Grundzeichnung wird nach papierenen Vorlagen auf das Glas übertragen. Diese Vorlagen sind alt und in der Familie Thumayr noch seit Vaters und Großvaters Zeiten her in Verwendung. Sie bestehen aus wenigen schematischen Strichen in schwarzer und roter Farbe und wurden teils von eigenen Zeichnern, teils von den Malern selbst hergestellt. Ein solcher Zeichner war ein gewisser Vinzenz Köck, der viele Blätter für Bernhards Vater herstellte. Da diese von dem langen Gebrauch meist schon stark zerfetzt sind, paust Bernhards Sohn derzeit einige auf neues Papier

1



2



3



4

Bäuerliche Hinterglasmalerei aus Sandl.

durch. Daneben dienen Bernhard auch ganz moderne Farbendrucke, Ausschnitte aus illustrierten Zeitungen usw. als Muster. Ueberhaupt geht Bernhard einen Schritt über den Vater hinaus, indem er als erster auch weltliche Bilder, Jagdszenen und dergleichen malt und dazu Kalenderbilder und ähnliches als Vorlagen hernimmt. Daher können die neuesten Erzeugnisse vom Standpunkt alter Volkskunst aus wenig Freude erwecken.

Bei den religiösen Bildern folgt Bernhard getreu der alten Tradition, nur in der Ausschmückung kommt der persönliche Geschmack zur Geltung; die Freude an der gesteigerten Verwendung von Gold, Silber und buntem Blumenschmuck ist für den heutigen Erzeuger charakteristisch. Die Motive jedoch bleiben sich gleich, ein Kreuzweg aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Museum zu Freistadt, der von Bernhards Großvater gemalt wurde, gleicht dem in meinem Besitz aus dem Jahre 1935 aufs Haar, nur daß die Farbentönung eine andere ist und jetzt Gold und Silber stärker hervortreten; kein Wunder, denn Großvater und Enkel arbeiten nach der nämlichen Vorlage, von denen beide kaum abweichen.

Will man von der Entwicklung der Glasmalerei in Sandl eine deutlichere Vorstellung bekommen, so ist der Besuch des Freistädter Museums unerlässlich. Herr Museumswart K o l d a hat hier seit 1926 gegen 300 Hinterglasbilder des 18. und 19. Jahrhunderts zusammengebracht, um deren chronologische Einteilung sich gegenwärtig Dr. B r a c h m a n n große Verdienste erwirbt. Falls einmal ein Forscher an die monographische Bearbeitung der bäuerlichen Hinterglasmalerei herantritt, womit ein dringendes wissenschaftliches Bedürfnis erfüllt würde, so wird er an dieser einzigartigen Kollektion nicht vorüber gehen können*). Die wenigen Anregungen, die ich im Folgenden geben will, verdanke ich sämtlich der aufschlußreichen Führung der beiden genannten Herren durch jenes Museum.

Die Altersbestimmung kann natürlich niemals eine absolute, sondern bestenfalls eine relative sein und erfolgt am sichersten an Hand des Blumenornamentes. Die stilisierte Blume, die auf einem gewissen Typ des Sandlbildes niemals fehlt, tritt uns zuerst ganz schlicht und einfach entgegen. An einem Stengel mit rudimentären Blattansätzen sitzt eine rote längliche Blume, die anfangs mehr

*) Anm.: Eine solche aus der Feder von Dr. Hans Buchner, München ist derzeit in Vorbereitung.

einer Tulpe gleicht, später aber runde Gestalt annimmt und dann eher als Rose bezeichnet werden kann. Aus einer oder zwei solcher Blumen, die das Bild gewöhnlich am rechten und linken oberen Eck verzieren, werden allmählich immer mehr. Gewisse Motive, die sich dazu eignen, namentlich große Szenen, wie das Abendmahl, sind mit solchen Zierblumen rankenförmig umgeben, ohne daß diese jedoch, einzeln betrachtet, ihre primitive Form verlieren. Erst auf einer jüngeren Stufe entwickelt sich die Blume zu einem ganzen Ast, an dem sich eine Reihe von Blüten und Blättern befinden. Diese Gattung dürfte erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in Schwung kommen und wirkt äußerst dekorativ. In diesem Stil malt besonders ein von allen übrigen durch besonderes Können abstechender Maler. Bei ihm ist eine dem Gesamtdurchschnitt übersteigende künstlerische Begabung, die besonders in der Darstellung von Körpern und Gesichtern in Erscheinung tritt, zu spüren. Mit ihm hat das Sandbild zugleich seinen Höhepunkt erreicht.

Die Freude am Ornament entwickelt sich in jüngster Zeit zu immer größerer Vielfalt. Die Blumen und Zweige werden einerseits naturalistischer, andererseits durch die Verwendung von Silber und Gold noch prunkvoller, was jedoch der Geschlossenheit der Gesamtwirkung eher schadet. Bernhard malt bereits ganze Sträuße und läßt sich auch sonst nirgends eine Gelegenheit, Silber und Gold zu verwenden, entgehen. Das Ornament tritt im Vergleich zum Hauptmotiv fast allzustark in den Vordergrund; dazu kommt, daß die Fabriksfarben zu grell und unruhig sind; trotzdem ist auch den jüngsten Erzeugnissen eine gewisse dekorative Wirkung nicht abzuspüren. Den besten Ueberblick gewinnt man, wenn man das nämliche Motiv durch die verschiedenen Zeitperioden verfolgt, wie ich das in meiner Sammlung zu tun versuche.

Neben dem Blumenbild, das man nur auf weißlich-grauem und gelbem Hintergrund malte, werden und wurden in Sandl auch noch andere Typen erzeugt. Sehr beliebt ist eine dunkelblaue, seltener eine rote oder braune Grundierung oder die Schwarz-weiß-Technik, bei der das ganze Bild in Schattierungen zwischen weiß und schwarz angefertigt wurde. Da bei allen diesen das Blumenornament fehlt, ist es wegen der sich gleichbleibenden Motive fast unmöglich, eine genaue Zeitbestimmung vorzunehmen, nur die Gegenwartserzeugnisse sind an der Verwendung der Fabriksfarben erkenntlich. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden gelegentlich Oelgemälde kopiert. Diese Tafeln sind meist ziemlich

groß und auf die Gesichter — gewöhnlich sind es Brustbilder — wird in Gegensatz zu den anderen Typen das Hauptaugenmerk gelegt.

Wenn man mitunter versucht hat, diese einzelnen Gattungen gewissen Herstellungsorten, ja sogar bestimmten Malern innerhalb eines Ortes, wie z. B. Sandl, zuzuschreiben, so zwingt die Tatsache, daß jetzt noch der alte Bernhard die sämtlichen verschiedenen Typen zugleich anfertigt, zu größter Vorsicht in solchen Behauptungen. Wenn auch einzelne Personen oder „Schulen“, wie die des berühmten Verderber, in AuBergefild (Böhmerwald), oder manche Gae, wie das Werdenfelserland in Oberbayern, deutlich zu erkennen sind, so wird man im allgemeinen doch sagen können, daß Motive, wie Ornamente weit wandern und die fertigen Bilder weniger örtliche als zeitliche Verschiedenheiten aufweisen.*)

Diese wenigen Bemerkungen mögen lediglich als Anregung, diesem noch kaum erforschten Gebiet größere Beachtung zu schenken, gewertet werden. Die beigegebenen Abbildungen erfüllen ihren Zweck, das Gesagte zu erläutern, nur unvollständig, da auf eine farbige Reproduktion leider verzichtet werden mußte.

Großstadtvolkskunde.

Von Arthur Haberlandt, Wien.

In einer der meistgelesenen Zeitschriften deutscher Zunge (Velhagen und Klasings Monatshefte, Februar 1935), entwirft Prof. W. Hellpach, der eigenwüchsige Heidelberger Gelehrte in kräftigen Strichen das Wesen der Großstadt als Volksproblem. An dem ungefügen Ungeheuer, dessen Volkspolitiker und Volksforscher oft so gar nicht geistig Herr zu werden vermögen, erschaut er ein stammhaftes Antlitz, dessen Züge von Leben und Schicksal oft markanter und charakterfester geprägt erscheinen als die des ländlichen Daseins. Er erfaßt die Großstadt als Volkspersönlichkeit und zeigt zur hohen Genugtuung just des Schreibers dieser Zeilen, der oft genug dafür eine Lanze gebrochen hat, die volklichen Bindungen der „Eingeborenen“ auf, die den Lebenskreis der Großstadt bilden. Sie gliedern sich auf nach Kern und verstädterten Vororten; selbst ländliche Kreise fügen wir hinzu, sind darein eingeschlossen. Die Großstadt Wien ist noch und erst als Großstadt der größte Weinort Niederösterreichs! Geschlechterlang leben die Dörfler und Vorstädter

*) Anmerkung zum Ganzen: Vgl. auch den Aufsatz von Josef Blau: Böhmerwälder Glasbilder (Bayr. Heimatschutz 1930, Seite 32 ff.).

im Bezirk, in den Gassen, in Nachbarschaften vereint. Auch die Bodenständigkeit eines großen Teils der Arbeiterkreise der Industriestädte ist volkliche Tatsache, die die Volksforschung zu eindringenderer Untersuchung auf den Plan ruft. Hellschlag beruft sich auch bei rasch angewachsenen Industriestädten wie in Westdeutschland mit Recht auf die „Anstammung“ und Eingliederung der neu einströmenden Elemente nach dem Carpenterschen Gesetz des Mittuns, durch Einheirat und durch Angleichung ihres Gehabens an das gaumäßige Lebensgefühl, das sie im Sittlichen nun bestimmend umhegt. Hellschlag bleibt aber nicht beim geprägten Bild des Stammescharakters stehen, er sieht auch die großen, ja wesentlichen Aufgaben der Großstadt in der Nation; Ist das Heimatgefühl an den Lebenskreis gebunden und findet daran seine Hegung — unsere Heimatpfleger werden nicht müde, diese Verwurzelung im Bodenständigen zu betonen, dann ist es just die Sendung der volkreichen Großstädte, durch Bildung und ausgleichende Hochsprache die Aufbereitung des Volkes zur Nation zu fördern und schöpferisch daran mitzuwirken. Durch sie wird über örtliche Sonderartung hinaus „das Ganze stark“.

Der Volksforscher bleibt sich dabei der Nachteile und Minderung der Lebenswerte in der Großstadtmasse voll bewußt. Hellschlag sieht sie nur in einer Art „Lebensblässe“ des Städter. H. F. K. Günther geht ihnen in einer Schrift „Die Verstädterung“ (Leipzig, G. B. Teubner, 1934) mit klarer Erkenntnis Schritt vor Schritt zuleibe. Einer Auffassung von der volkhaften Gleichberechtigung nur des landbesitzenden Freien mit gesunden Nachkommen (Erbwertigkeit) und bewährter Daseinsform im ausgeglichenen ländlichen Lebenskreis muß freilich die gärende Großstadt als minderwertig erscheinen. Leben von Untüchtigen zu minderen Bedingungen, Instinktverlust und bequeme Lebensauffassung, die zur Minderung des Willens zur Fortpflanzung führen, Untermenschliches, das gegen höheres Streben ausgespielt wird, all das gehört zweifelsohne zu den volklichen Schattenseiten der Großstadt. Aber in ihrem gärenden Getriebe erkennt der Volksforscher auch ordnende Gewalten der Arbeitsteilung und eines Kräftespiels, das just nicht zum Nachteil der geruhsameren „bewährten“ ländlichen Daseinsform sich auswirkt. Sie würden bei unmittelbarer Erprobung kaum noch ausgereifter Lebensmöglichkeiten an innerem Halt wesentlich verlieren. Die Wehen der Stadt sind mütterliche für die Gesamtheit. Man mag sie vermindern — alle Wünsche der Volksforscher begleiten dies, verändern kann man sie nicht. Auch nicht vom Lande her überwinden, sondern nur in ihrem Schoße neuer Jugend auf den Weg helfen. Denn das deutsche Volk hat allen Grund seiner eigenständigen teilweise seit Jahrhunderten frei zum Reich gestandenen Städte sich zu freuen. Der Volksforscher sieht ein stilles Walten auch im Getriebe der Zivilisation, sinnvoll gegliederte Arbeitsleistung mit festem Halt in Geschlechterfolgen, Familie, Sitte und Brauch. O. Lehmann hat dies kürzlich erst in einer sachlichen, gewissenhaft durchdachten Arbeit in seinen Umrissen erörtert: Volkskunde-Arbeit. Herausgegeben v. E. Bargheer u. H. Freudenthal, Seite 23—36. Es ruft dies die Volksforschung zu neuen Taten!

Literatur der Volkskunde.

Dr. Georg Graber: Volksleben in Kärnten. Mit 4 Tafeln in Mehrfarbendruck, 157 Bildern auf 100 Tafeln in Kupfertiefdruck und 1 Flurkarte von Kärnten. 1934. Leykam-Verlag, Graz.

Mit freudiger Erwartung sahen wir dem Erscheinen dieses prächtigen Heimatwerkes seitens der berufensten volkskundlichen Autorität Kärntens entgegen, und unsere Erwartung hat sich durch das gebotene Werk aufs schönste erfüllt. Der Verfasser konnte in den Eingangsworten seiner Vorrede mit Recht betonen, daß in dem vorliegenden Werke die Ergebnisse einer fast dreißigjährigen Sammler- und Forscherarbeit über die Volkskunde seines Heimatlandes Kärnten zum ersten Male zu einer großen Uebersicht zusammengefaßt erscheinen. Die Gliederung des umfangreichen Stoffes kommt in der Inhaltsübersicht deutlich zum Ausdruck. In den fünf Kapiteln des ersten Teiles (Ursprünge des Kärntner Volkstums; auf den Spuren der Kelten in Unterkärnten; die Vierberger im Glantal; Noreia und die heilige Hemma; Latobius und die Vierberger in Unterkärnten, Fürstenstein und Herzogstuhl, Ingwäonen in Oberkärnten) werden die Grundlagen für das Verständnis der geschichtlich erwachsenen Eigenart des kärntnischen Volkstums dargeboten. Das Kapitel über Flur und Siedlung, das durch die von Dr. Josef Schmid entworfene Flurkarte Kärntens lehrreich unterstützt wird, zeigt für die einzelnen Landschaften Kärntens auf geschichtlicher Grundlage die langsam fortschreitenden Besiedlungsvorgänge auf; ebenso ist der Abschnitt, der vom Bauernhaus des Landes handelt (das deutsche Haus in Oberkärnten, das slowenische Haus in Unterkärnten, das deutsche Haus in Mittel- und Unterkärnten, das Rauchstubenhaus, die Hofanlage) in sachkundigster Art mit Beherrschung der gesamten vorliegenden Vorarbeiten ausgearbeitet. Das Kapitel über die Mundarten behandelt in unparteilicher Wissenschaftlichkeit die sprachlichen Verhältnisse wie der einsprachigen, so der zweisprachigen Gebiete des Landes. Die Ausführungen über die Volkstrachten Kärntens dürfen dem steirischen Trachtenwerk Gerambs und K. Mautners, das ja gewiß viel breiter und tiefer schürfend angelegt ist, im richtigen Abstand vollbürtig zur Seite gestellt werden. Der schönste und reichste Teil des Werkes ist der Darstellung von Sitte und Brauch im Jahresablauf, sowie des Brauchtums bei Geburt, Hochzeit und Tod gewidmet. (Seite 135—407.) Hier schöpft der Verfasser aus der lebendigen Erfassung und Anschauung in reichstem Maße, und es geschieht die Darstellung in so ansprechender Art, daß der Leser sich überall als den Teilnehmer dieses wunderbar reichen Festzyklus fühlen mag. Auf das Eindrucksvollste wird das Wort im ganzen Buch durch das Bild unterstützt. Wie dem Verfasser gebührt dem rühmlichst bekannten und opferfreudigen Verlag hiefür der wärmste Dank eines Jeden, dem das schöne Buch zur Hand kommen wird, Es werden ihrer gewiß eine sehr große Zahl sowohl in Kärnten, wie auch sonst in Oesterreich sein.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Karl von Spiess: Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur. Mit 54 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Berlin 1934. Herbert Stubenrauch, Verlagsbuchhandlung.

Hier liegt uns eine ganz ungewöhnliche Darstellung der deutschen Volkskunde vor, die als Schlüssel für das Verständnis und die seelische Erfassung der deutschen Volkskultur gelten will und als solcher auch vielen deutschen Volksgenossen, gerade bei der gegenwärtigen geistigen Einstellung des deutschen Volkes, dienen wird. 25 Jahre vertiefter Beschäftigung des Verfassers mit dem ererbten deutschen Volksgut liegen diesem Buche voraus. Der Weg zur Volkskunde führt nach des Verfassers Buchgliederung über das Erfassen des Rassenmomentes, die Würdigung des Sprachtums, und die geistige Durchdringung der Ueberlieferungswelt, umfassend Saggut, Zeitordnung und Volksbrauchtum. Das meiste vom Verfasser selbst Erarbeitete bezieht sich auf die kulturgeschichtliche Interpretation und Auswertung des Ueberlieferungsgutes, besonders des Märchenschatzes, in der sich der Verfasser schon längst als Meister bewährt hat. Wir wollen es ihm auch hoch anrechnen, daß er, entgegen der Stellungnahme der neuesten Volkskundeforscher, die hohe Bedeutung der Grimmschen Verdienste um die deutsche Volkskunde und die Märchenforschung im Besonderen, voll und ganz anerkennt. Gewiß bleibt manches in dem Buche diskutabel, aber das rückhaltlose Eintreten des Verfassers für die Pflege der Volkskunde als einer wahren Volkssache und Zeitforderung kann nur vollste und wärmste Zustimmung finden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Gustav Jungbauer: Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß. 248 Seiten (Berlin, W. de Gruyter 1934).

Die vorliegende Arbeit ist wohl als Einführungsbuch für Akademiker in den weitläufigen Gegenstand der Volksmedizin gedacht und erfüllt diesen Zweck durch übersichtliche Zusammenfassung des Stoffes. Er behandelt die Vorstellungen von der Entstehung der Krankheiten / Dämonen, böse Menschen / Hexen / Strafe Gottes usw. / Schutzmittel und Vorbeugung, Bestimmung der Krankheit und Heilung durch Sympathie, Umkehrung, bestimmte Vorschriften unter besonderen Umständen, Anwendungen verschiedener Art. Man wird diese letzten Abschnitte als die gelungensten finden, wogegen der Hexenglaube nur dürftig umrissen ist und auch sonst der kulturgeschichtliche Hintergrund der Heilpraxis des Volkes nur in knapper Andeutung aufscheint. Einer deutschen Volksmedizin wäre auch eine kurze landschaftliche Kennzeichnung ihrer Geltung auf den Weg mitzugeben gewesen.

A. Haberlandt.

Heinrich Lohoff: Ursprung und Entwicklung der religiösen Volkskunde. (Deutsches Werden. Greifswalder Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte. Herausgegeben von Leopold Magon und Wolfgang Stammer, Heft 6). Verlag L. Bamberg, Greifswald 1934. 158 Seiten.

Hinter dem etwas anspruchsvoll klingenden Titel verbirgt sich eine bedeutsame wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung, die erste dieser Art auf dem Boden der religiösen Volkskunde. Das wesentliche Ergebnis ist, daß die

Wurzeln der religiösen Volkskunde nicht in der Romantik, sondern schon in der Aufklärung, und zwar in der protestantischen Pastoraltheologie der Zeit, beziehungsweise einzelner ihrer Vertreter liegen. Im ersten Abschnitt wird der Weg seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (von Büchsel und Engelbach) bis zu Drews und der Entwicklung in der Gegenwart verfolgt. Im zweiten Teil der Arbeit geht Lohoff nun auf die von ihm entdeckten Vorläufer ein und bespricht Leben und Schriften von Raymund Dapp (1744—1819) und E. F. A. Heydenreich (1763—1847) eingehend. Es ergibt sich tatsächlich, daß sowohl in der Form der Stoffauswahl wie in der Art der psychologischen Durchdringung diese Landgeistlichen erhebliche Arbeit geleistet haben, die bis heute so gut wie unbekannt war. Ein Verzeichnis ähnlicher Werke, die noch auf ähnliche Elemente zu untersuchen wären, ergänzt die Arbeit in wünschenswerter Weise.

Leopold Schmidt.

Joseph Klapper: Deutsches Volkstum am Ausgang des Mittelalters. Breslau, Otto Borgmeyer. 103 Seiten. (1933.)

Der bekannt gute Kenner des mittelalterlichen Volkstums legt hier eine kleine Summe über die geistige, insbesondere religiöse Volkskunde des 14. und 15. Jahrhunderts vor, die in ihrem Rahmen geradezu meisterlich den Hauptinhalt des Denkens und Fühlens dieser Epoche darzubieten weiß. Hätten wir ebenbürtige Darstellungen von Sitte und Brauch wie vom Sachvolksgut der Zeit, so könnten wir uns einer einzigartigen Einführung in die spätmittelalterliche Volkskunde erfreuen. Einstweilen sind wir für diese religiöse Volkskunde dankbar, welche das geistige Bild des spätmittelalterlichen Menschen auf Grund genauer Quellenkenntnis eindringlich darzustellen vermag. Ein kleines Literaturverzeichnis und ein Sachregister machen die Arbeit doppelt brauchbar.

Leopold Schmidt.

Echte Tiroler Lieder im Volke gesammelt und für das Volk eingerichtet von Fr. Fr. Kohl und J. Reiter. I. Bd. in 2. Aufl. 1933. Verlag Tyrolia, Wien. II. Bd. von Verlag Tyrolia übernommen. 415 und 400 Seiten. S 20.—

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen für die gesamte Volksliedbewegung, daß einige Verleger den Mut aufbringen, ältere Volksliedsammlungen wie Mautners Alte Lieder und Weisen oder das vorliegende Tiroler Werk neu aufzulegen. Im Fall der Kohlschen Sammlung ist es besonders verdienstlich, da das längst vergriffene Werk nun in einer schmucken Ausgabe leicht käuflich vorliegt, das mit 558 Nummern eine der größten landschaftlichen Volksliedsammlungen darstellt und seit langem als solche geschätzt wird. Die Lebensarbeit Kohls hat diese Verlegertat wahrlich verdient. Die Ausgabe ist für den praktischen Gebrauch bestimmt. Wie aber Kohl immer wieder betonte, ist auch die wissenschaftliche Benützung möglich; heute noch muß man sagen, daß sie nicht nur möglich, sondern notwendig ist und solange bleiben wird, bis wir einmal eben umfassende wissenschaftliche Tiroler Volksliedausgaben erhalten werden. Wann wird das aber sein? Wann wird auch nur der Nachlaß Kohls der Öffentlichkeit übergeben werden? Der reiche Schatz des Tiroler Liedes ruht ungehoben, und Kohls Werk ist nicht ein Ende, sondern sollte einen Anfang bezeichnen.

Leopold Schmidt.

Siegfried Hardung: Die Vorladung vor Gottes Gericht. Ein Beitrag zur rechtlichen und religiösen Volkskunde. (Bausteine zur-Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Eugen Fehrle, Heft 9.) Verlag Konkordia, Bühl, Baden. 100 Seiten. RM 2.50.

Das ungemein interessante Thema hat schon im 17. Jahrhundert wissenschaftliche Bearbeitungen angeregt; so gibt es eine Monographie von Chr. Herold „Dissertatio de provocatione ad iudicium in valle Josaphat“, Nürnberg 1624! Durch Hardung hat das Thema, das dem Brauchtum wie der Sage gleichmäßig angehört, eine durchaus würdige Behandlung gefunden, die zunächst den Stoff, 86 solche Vorladungen, darbietet und dann zur Ausdeutung übergeht. Die aufgewiesenen antiken Vorformen wirken nicht sehr überzeugend, auch die jüdischen sind bloße Vorstufen. Die fränkischen Formen des frühen Mittelalters dagegen zeigen den Gedanken eigentlich schon ganz ausgeprägt, sodaß man den in dem gesamten Motiv waltenden Geist wohl als germanisch wird ansprechen können. Bis zum 15. Jahrhundert werden die Vorladungen auf deutschem Boden stets auf Gottes Gericht bezogen, erst von da an wird das Gericht im Tale Josaphat erwähnt. Die Befassung mit der Trägerwelt der Vorstellung (statistisch festgehalten), weist einen neuen und sicher fruchtbringenden Weg der Sagenforschung auf. Im ganzen kann die Arbeit nur als beispielgebende monographische Leistung betrachtet werden.

Leopold Schmidt.

Matthias Zender: Volkssagen der Westeifel. (= Deutsches Volkstum am Rhein. Veröffentlichungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn. Herausgegeben von A. Bach, J. Müller, F. Steinbach, Bonn. Bd. I.) Bonn, L. Röhrscheid, 1935. XV + 372 Seiten. RM 8.50.

Vorliegendes Werk gehört zu den besten Sagensammlungen der letzten Jahrzehnte, wie überhaupt. Es kann ruhig den methodisch neuen Arbeiten von Alfred Karasek an die Seite gestellt werden. Schon der Reichtum der kleinen, altartigen Landschaft zeigt von bester Sammelarbeit: Etwa 4000 Nummern wurden von 379 Erzählern abgefragt, 1294 Sagen sind hier veröffentlicht. Nur lebendes Gut wurde aufgenommen, und zwar, wie man ständig merkt, immer in der erzählten Form, nie auch nur im geringsten bearbeitet. So bietet denn die Sammlung vielfachen Gewinn; zunächst wird ein ungeheurer Stoff bereitgestellt. Dann wird das Leben der Volkssage so deutlich als nur irgend möglich. Dazu kommt aber noch besonders die lokale Wichtigkeit. Das Rheinland wurde in den letzten Jahren schon vielfach neu durchforscht. Hiemit, mit dem Einzelwerk so wie mit der von diesem eingeleiteten neuen Reihe, dürfte dieser Lokalforschung wieder neues Leben zugeführt werden. All dies sind ungemein erfreuliche Erscheinungen. Interessant gestaltet sich der Vergleich mit älteren Sagensammlungen der Gegend, wie etwa Schmitz. Die Hexen- und Gespenstersagen stehen heute fraglos im Vordergrund des Interesses. Die Sagen von Geistlichen und ihrer Gewalt, oft typische Hexenmeistermotive sind auffällig zahlreich und würden in anderen Landschaften mehr beachtet gehören. Eine sehr hübsche Zugabe sind die sechs ungemein lebensvollen Lichtbilder von Sagenräzählern. Nach Orts- und

Wörterverzeichnis wird eine eigene Arbeit über die Geschichte der Volkserzählung in der Westeifel angekündigt, die ein Erzählerverzeichnis bringen soll und hoffentlich bald erscheinen wird. Leopold Schmidt.

Dr. L. Martin: Kulturgeographische Untersuchungen in Deutschlothringen und im Saargebiet. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, 30. Bd., Heft 3. 128 Seiten mit 21 Textabbild. und 26 Photos auf 8 Tafeln. Stuttgart, E. J. Engelhorn's Nachf. 1934.

Was Geschichte und Kultur des Volkskultums angeht, erörtert Verf. nach der topographisch ziemlich flüchtig behandelten Römerzeit vor allem den Siedlungscharakter der germanischen Landnahme aufschlußreich; die Weilerorte ordnen sich wie auch im gebirgigen Süddeutschland dem Ausbau der Rodungssiedlung ein: gegenüber der älteren Auffassung von römischer oder romanischer Ueberlieferung ein wichtiger Gesichtspunkt. Gut herausgearbeitet ist auch die Aufschließung des Waldgeländes durch die Glashütten, die Umwandlung des naturhaften Landnahmebildes durch Wüstung im 16. und 17. Jahrhundert, später durch die Industrie. Nicht einverstanden wird sich der Hausforscher mit der rein flächenhaft schematischen Behandlung der Haustypen erklären. Martin ist als wichtige Erkenntnis zu verdanken, daß ein Haus vom alemannischen Schwarzwaldtypus im Osten eine Hauslandschaft bildet, wegegen den Westteil des Geländes — von örtlichen Mischungen und Kreuzungen abgesehen — ein Gehöftebau einnimmt, der im Sinne tektonischer Hausanalyse sich unschwer als überbauter Paar- oder Zwielfhof zu erkennen gibt, darin aber einen sehr beachtlichen Alterstypus germanischen Bauens darstellt. Ob man an karolingische Schwaighöfe oder ostgermanische Bauten dabei denkt, dem Einheitsbau vom Typus der aufgeständerten Säulenhäuser steht die Westform irgendwie in „angestammter Art“ gegenüber, ohne daß der Volksforscher damit eine Urstammform behaupten will. Erwähnenswert weiter noch das Eingehen auf die lothringische Abwanderung ins Banat, wie überhaupt nach Ungarn im 18. Jahrhundert. A. Haberlandt.

Karl Wehrhan: Westfälische Sagen. (Eichblatts Deutscher Sagenschatz, Bd. 14). 202 Seiten mit 6 Bildtafeln. Eichblatt-Verlag (Max Zedler), Leipzig 1934. RM 3.50.

Wie die meisten Bände von Eichblatts Sagenschatz bietet auch dieser einen guten Querschnitt durch das Sagengut seiner Landschaft. Von einem bewährten Fachmann dargeboten, reichen die 244 aufgenommenen Erzählungen (Sagen, Legenden und Schwänke) zur Uebersicht wohl aus. Es ist selbstverständlich, daß diese Auswahl die alten Sagensammlungen Westfalens — schließlich hat hier schon Adalbert Kuhn gearbeitet — nicht ersetzen kann und auch gar nicht will. Die Anordnung ist die heute übliche. Bei manchen Sagen ist leider auszusetzen, daß sie durchaus nicht volksecht aufgenommen sind, wie etwa Nr. 237: St. Peter bei den Brukterern. Welcher Westfale kennt den Ausdruck „Brukterer!“ Die Aufzeichnung stammt von einem Lehrer. Solche Verfälschungen sollten heute nicht mehr vorkommen. Selbstverständlich sind das nur kleine Schönheitsfehler. Ein reichhaltiges Quellenverzeichnis und ein Ortsregister erleichtern die Benützung des Bandes. Leopold Schmidt.

Dr. Jos. Schrijnen. *Niederländische Volkskunde.* Zweite Auflage. 2 Teile. 363 Seiten, 9 Tafeln und 399 Seiten, 3 Tafeln, 1 Karte. Zutphen, W. J. Thieme & Cie. 1930.

Daß eine umfassende Volkskunde der Niederlande in verhältnismäßig kurzer Zeit in zweiter Auflage neu erstet, ist bezeichnend für die Einschätzung, die die Volkstumspflege heute auch in Hochkulturgebieten mit neuzeitlicher Zivilisation erfährt. Die zu klarer Kennzeichnung ausgearbeitete Landesbeschreibung geht vom Volksmenschen im geschichtlichen Werden der Bevölkerung aus. Kultur und Wesensart der Stammesglieder der Niederländer, der Friesen, Niedersachsen und Niederfranken finden landschaftsgeographische Beachtung besonders im Haus- und Trachtenwesen. Im Zusammenhalt mit Stammesiedlung und Mundart können Feststellungen und Probleme von klarer Uebersichtlichkeit der Darstellung entnommen werden, die für die großräumigere deutsche Stammes- und Volkskunde gleichfalls erheblichen Belang besitzen. In Entwicklungsfragen kommen hier wie überall durch reichliche Nachweisungen die Gesichtspunkte der Forschung vielseitig und folgerichtig zur Geltung, so etwa beim Problem romanischer Einflüsse im fränkischen Gehöftbau. Die Volksreligion scheint zu sehr in Begriffsbildungen der Dämonologie, wie Vegetationsgeister, Zwerge, Buschnymphen usw. zu verharren, womit verschiedene Ueberlieferungen des Brauchtums seelisch nicht auf die gleiche Ebene zu bringen sind; dagegen wird der Zusammenhang der Gegenwartsforschung mit der germanischen und keltischen Mythologie im Sinne der Grimmschen Forschung gewissenhafter erwogen als dies in der deutschen Volkskunde der Fall zu sein pflegt. Eine beachtliche Blickrichtung, die neue synthetische Ergebnisse zweifelsohne zeitigen wird, ist die auf Umfang und Geltung des Begriffes der Volkskunst im Volksleben. Ihre gestaltenden und schöpferischen Antriebe dehnt van Schrijnen eigentlich ohne Vorbild auch auf die Volkspoesie im weiteren Sinn aus. Dies im besonderen auf den Rätselstil, auf Sprichwörter und schon in mehr herkömmlicher Art auf das Volkslied und schließlich auf die Legendenpoesie. Man wird diesen Weg noch weiter schreiten müssen und die Dramatik des Volksbrauches, für den van Schrijnen den Ablauf in Jahr und Familie übersichtlich und klar umschrieben festlegt, als Bindeglied zwischen „Folklore“ und Bildgestaltung einbauen müssen, um dann in der Tat zu umfassender Ueberschau über das schöpferische Wachstum des Gnadengeschenks der Kunst im Volk zu gelangen. Zum Schluß bringt die wertvolle Arbeit auch noch eine Isoethnenkarte im Sinne neuzeitlicher Bestrebungen der Volkstumsbetrachtung bei.

A. Haberlandt.

Hans Krieg: *Schleswig-Holsteinische Volkskunde* aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts in Auszügen aus den Schleswig-Holsteinischen Provinzial-Berichten. I. Teil: Landwirtschaftliche und wirtschaftliche Grundlagen. 127 Seiten (Lübeck, Franz Westphal 1931).

Es ist Otto Lauffers Verdienst, auf die im Titel der Arbeit genannten Erhebungen als wertvolle Quellen zur kulturgeschichtlichen Vertiefung der Volkskunde hingewiesen zu haben. Ihre gewissenhafte Zusammenfügung

ergibt ein anschauliches Bild der Landschaft mit Deichen, Dörfern, Warften, Einzelhöfen der Geest, der Ausgestaltung der Marschen, Einfriedungen mit Schutzbäumen, lebenden Hecken wie von ihrer Anlage aus Feldsteinen. All diese Zurichtungen einschließlich der Entwässerungsgräben stellen sich in dieser zeitlichen Vertiefung als ein wachsendes und auch obrichkeitlich tatkräftig gepflegtes Kulturwerk dar; besonders eingehend ist der Deichbau behandelt. Dem Pfluggespann, der Fruchtwechselwirtschaft, dem Flachsanbau wie aller Acker- oder Erntearbeit wird genauer ergologischer Bedacht zugewendet, ebenso der Viehzucht, Schäferei usw.; besonders anzuerkennen ist die Herausarbeitung der Hausgewerbe wie Textilarbeit, Spitzenerzeugung, Flechtereier, der Handwerke und Berufe, wobei die ausführliche Darstellung des Fischereibetriebes das Lebensbild dieser werktätigen und rüstig schaffenden deutschen Volksmenschen zum besten abrundet. A. H a b e r l a n d t.

Karl Friederich: Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert. Dr. Benno Filser Verlag, G. m. b. H., Augsburg, 1932. 8^o, 104 Seiten und 115 Abbildungen.

Der Verfasser behandelt in diesem Buche ein Teilgebiet praktischer Denkmalpflege, das bisher im allgemeinen sehr vernachlässigt wurde. Die Sammlung des Materiales kam in der Straßburger Münsterbauhütte und bei Wiederherstellungsarbeiten zustande, die darauf Bedacht nahmen, die Steinbearbeitung im mittelalterlichen Geiste wieder aufleben zu lassen. Friederich unterscheidet 10 Stufen der Bearbeitung. Die einfachste (I) ist das „Abspitzen“ des Steines mittels Zweispitz oder Spitzseisen. Mit dem Fortschreiten handwerklichen Könnens verstand man sich auf kompliziertere Behandlung der Fläche; die Hand in Hand mit der Einführung neuer Werkzeuge, z. B. des Scharriereisens, ging. Ausgezeichnete Abbildungen sowie Verzeichnisse von Steinmetzzeichen ergänzen die werkkundlichen und historischen Ausführungen des Textes. Das Buch ist nicht nur für den Kunsthistoriker von Interesse, sondern stellt auch einen wertvollen Behelf für den Baumeister dar, der mit der Wiederherstellung von Baugliedern mittelalterlicher Gebäude zu tun hat. Als Beitrag zur Geschichte des deutschen Handwerks gewährt das Buch auch dem Historiker und Volkskundler zahlreiche Hinweise und Anregungen.

Kurt Willvonseder.

Gustav Jungbauer: Deutsche Sagen aus der Čechoslowakischen Republik. (= Deutsche Jugendbücherei, Bd. 3 und 4), I. und II. Teil. Staatliche Verlagsanstalt in Prag, 1934 und 1935. 117, 125 Seiten. 7 und 7.50 Kč.

Die beiden Bändchen enthalten eine musterhafte Auswahl von 360 Sagen, welche den Hauptmotivbestand aller deutschen Sagen in der Čechoslowakei spiegeln. Es sind alle Sagengruppen wie alle Landschaften gleichmäßig berücksichtigt, wobei hervorzuheben ist, daß die Sagen, obgleich in einer volkstümlichen Reihe erschienen, nicht bearbeitet sind, und daher als Grundlage wissenschaftlicher Benützung ruhig dienen können, ja müssen, weil es für diese Gegenden sonst keine so umfangreiche Sammlung über-

haupt gibt. Ein dritter Teil, der Quellenangaben, Anmerkungen und Erklärungen bringen soll, befindet sich bereits im Druck. Er wird außerhalb der Deutschen Jugendbücherei erscheinen. Leopold Schmidt.

Estnische Volkssagen. Ins Deutsche übertragen von **Carl von Stern** mit einem Nachwort von Prof. Dr. Lutz Mackensen. (Veröffentlichungen der volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga, Bd. I). Druck und Verlag der A. G. Ernst Plates, Riga, M. Monetuiela 18. 1935. 246 Seiten. RM 4.80.

Vorliegender Band stellt eine äußerst erfreuliche Erscheinung dar. Kann es doch gar nicht genug gute und möglichst umfangreiche Uebersetzungen aus der baltischen Sagen- und Märchenwelt geben. Man weiß, daß (nach Loorits) schon 1932 nicht weniger als 56.000 Sagen, Märchen und Schwänke im Dorpater Archiv vorhanden waren, und kann doch zu diesen Hort kaum je vordringen. Stern hat nur gedrucktes Material benützt, das uns fast durchwegs ja auch unzugänglich ist. Die Sammlung bringt in 305 Erzählungen einen Ueberblick über die Motivwelt der estnischen Sage und berücksichtigt dabei soviel Gebiete als nur möglich. Von den hochaltertümlichen Sagen von den Hundschnäuzigen (Kynocephalen) und den einheimischen Räubersagen über die geläufigeren Riesen-, Teufels-, Hexen-, Entrückungs-, Beschwörungs-, Schatz- und Geistersagen bis zu den Legenden ist alles wertvoll, schlicht und volksecht dargeboten, mit Herkunftsnachweisen versehen und sachlich wie möglich. Mackensens kenntnisreiches Nachwort versucht eine Aufgliederung des Stoffes nach seiner Herkunft, wobei besonders auf die germanischen Elemente hingewiesen wird. — Wir können nur hoffen, daß weitere Bände dieser neuen Reihe uns ebenso gute Arbeiten schenken werden. Leopold Schmidt.

Gottfried Henssen: Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke. Münster, Aschendorff, 1935. XVI, 408 Seiten. Mit 7 Bildtafeln und einer Karte. RM 8.—.

Der bereits durch frühere Sagensammlungen wohlbekannte Forscher legt hier einen stattlichen Band vor, der Volkserzählungen aus dem schon oft erforschten Münsterland enthält. Der schöne Stoff (308 Nummern, dazu noch hundert Schwanksprüche) wäre vielleicht nicht einmal so wesentlich, wenn er nicht in völlig moderner Form dargeboten wäre, nämlich mit jener Berücksichtigung der Erzähler, wie sie vom Standpunkt der neuen biographischen Volkskunde und von dem der neuen Sagenforschung, wie sie auch Karasek, Brinckmann und Zender vertreten, aus gefordert werden muß. Die Schilderung der Erzähler und Erzählergemeinschaften, die durch lebensvolle Lichtbilder unterstützt werden, gehören zum besten, was wir bisher von solchen Dingen erfahren haben, ob es sich nun um Bünkers Beobachtungen oder um Wossidlos Forschungen im Lande Fritz Reuters handelt. In der Stoffsammlung fällt die große Zahl von Schwänken auf; in anderen Landschaften wurden diese so bezeichnenden Erzählungen leider noch nie in solchem Umfang gesammelt. Die Geschichten vom Ulenspiegel, vom Alten Fritz und die Pfarrergeschichten fallen besonders ins Auge. Wie jede neue Sammlung zeigt

auch diese gewisse Ueberraschungen. So findet sich als Nr. 302 ein Schwank, der bisher nur in einer alpenländischen Fassung bekannt war, was Henssen auch anmerkt. Entgangen ist ihm, daß ein salzburgisches volkstümliches Lied den Schwank auch behandelt hat, und zwar kerniger als die münsterländische Volkserzählung (M. V. Süß, Salzburger Volkslieder, Seite 114, Nr. 8). Im allgemeinen hat Henssen selbst schon das Nötigste zu seinem Sammelstoff in den Anmerkungen gesagt. Auch die Typen sind nach Aarne-Thompson angegeben. Zum Verständnis der Mundart dient ein leider nicht ganz stichfestes Wortverzeichnis. Die Sammlung ist jedenfalls so begrüßenswert wie selten eine.

Leopold Schmidt.

R. Kriss: Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. 380 Seiten mit 5 Karten und 112 Abbildungen auf Tafeln. — Die religiöse Volkskunde Altbayerns, 190 Seiten. (Das Volkswerk, herausgegeben von J. M. Ritz und A. Spamer, Heft 2 u. 3) 1930—1933.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn in der Volkskunde der Gegenwart einmal rechtschaffen Feldforschung getrieben wird. Im umfangreichen ersten Teil seiner Arbeit legt Kriss mit vortrefflicher Gabe der Beobachtung wie der Darstellung alles vor, was zum Motiv- und Wallfahrtsbrauch seines Gebietes gehört, vertieft die Darstellung jedoch auch durch volkskundliche Betrachtungen allgemeiner Natur, wie etwa über Quellverehrung und Baumkult und sucht Verknüpfung mit germanischem Kult oder Brauch nur dort, wo ganz bestimmte Wesenszüge dies nahelegen. So wird die Legende der Hl. Edigna, das Würdingerheben in der Verehrung des Hl. Leonhard, das Opfer schwarzer Hähne an den Hl. Veit einer kritischen und vergleichenden Besprechung unterzogen. Die Bestandaufnahme verzeichnet nicht nur die Motivgaben und die Einrichtung der Wallfahrtsheiligtümer samt Brunnlein und anderen Kultgegenständen, sondern weiß dem in recht lebendiger Art auch die Gründungslegenden, Mirakelberichte und Wallfahrtsdaten, soweit sie volkskundlich beachtlich erscheinen, zu verknüpfen. Die kulturgeographische Uebersicht, die die Verbreitungskarten bieten, wird durch genaue Listen der einzelnen Motivarten ergänzt und was an Motiven kennzeichnend erschien, in hübscher Bilderauswahl dargeboten. Alles in allem eine wissenschaftlich ansehnliche Leistung, an der der Heimatfreund umso mehr seine Freude finden wird, als Erlebtes und Erwandertes hierbei in voller Frische verblieb. — Der zweite Teil umfaßt alle Gedankengänge, die sich religionspsychologisch für das Wallfahrtsbrauchtum und seine volkstümliche Verwurzelung ergeben. Kriss sieht darin mit Recht eine elementare Geisteshaltung, doch wäre hier wohl auch der kirchlichen Einflüsse aus der Oberschicht zu gedenken, die diese Gedanklichkeit in ihrer Lagerung im katholischen Süddeutschland bestimmt und örtlich mächtig gefördert haben. Weiters behandelt Kriss Quellkult, Baumkult, das Motivwesen und die Naturalopfer unter dem Gesichtspunkt ihrer kulturgeschichtlichen Verwurzelung im germanischen und klassischen Altertum und bringt auch zur Sagengeschichte (Wandersage, Stromsage und Gespannwunder, Hostienwunder, [St. Corona-Legende]) Aufklärendes bei. Für Motivhämmer, Tonkopffurnen und Getreide-

opfer scheinen die gebotenen Nachweise und Verknüpfungen besonders ansprechend, die Heilbräuche und manches andere tun dar, wie der Wunderglaube und Heilsbedürfnis auch in der Ueberlieferung der Hochkulturformen überall gleichgestaltig zum Ausdruck kommt.

A. Haberlandt.

Gudmund Schütte: *Our Forefathers The Gothonic Nations.* 288 Seiten, 10 Figuren und Karten. Bd. I. Cambridge 1929.

Was in der Besprechung des zweiten Teiles dieses grundlegenden Werkes ausgeführt wurde (vergl. diese Zeitschr. 1934, Seite 75 f.), gilt vollinhaltlich auch für den ersten. Er verstärkt den Eindruck, daß mit strenger Aufgliederung des Stoffes unter Verzicht auf alle Wirkung persönlichen Stils allein die Kraft sachlicher Beweisführung zur Geltung gelangen soll, wobei offene Fragen und Lücken der Forschung der Gediegenheit des Gebotenen nicht nur keinen Eintrag tun, sondern im Gegenteil seine Wissenschaftlichkeit nur ins beste Licht setzen. Es ist hier wohl alles kritisch bearbeitet und zusammengefaßt, was an sicheren Quellen für die Erkenntnis der ältesten germanischen Völker in Europa und ihrer Nachbarn in Ost und West vorliegt. Den Namen Germani will Schütte von der belgischen Stammesprovinz gedeutet sehen, wo er den Römern geläufig wurde, Neckel aber hat wohl mit seiner großzügigen Ueberschau darüber hinaus die Frage richtig auf älteren indogermanischen Urgrund zurückgeführt. Ganz hervorragend wird die Innengliederung und die völkische Umwelt der Germanen kritisch aufgeheilt und in kulturwissenschaftlicher Ausdeutung der Namen, der mythischen Welt und religiösen Begriffe, wie der Kulturwörter in geschichts- und raumwissenschaftlicher Kritik auf Grund der Einzelbelege ein Wissensgebäude der germanischen Altertumskunde aufgerichtet, das dieser Wissenschaft nach Methode und Systematik nach wie vor einen führenden Platz in der gesamten Kulturforschung Alteuropas sichert.

A. Haberlandt.

E. M. Arndt: *Deutsche Volkwerdung ... Kernstellen aus seinen Schriften und Briefen.* Herausgegeben von C. Petersen und P. H. Ruth, 160 Seiten mit einem Bilde Arndts. (Hirts Deutsche Sammlung IX, Bd. 12, Breslau 1934.)

Dem Büchlein wird jeder Volksforscher gute Stunden verdanken. Arndts Leben ist Bekenntnis zum Volkstum gewesen, Deutsches Sein allerwegen sein Inhalt. Die Herausgeber haben seinen Gedankengängen mit verständnisvoller Einfühlung Gegenwartsnähe verliehen und man mag just heute dessen gewahr werden, wie im geschichtlichen Werden Ideen und Zielsetzungen der Volkskunde jener Tage gegenwartsnah geblieben sind. Jeder Textstelle ist durch Ueberschriften wie „Idee des Volkes“, „Lebensgesetze des Volkes“ und kennzeichnende Inhaltsangabe in Schlagzeilen ein Herold gleichsam beigelegt, der mit knapper Sinngebung auch den Volkspflegern manches zu sagen weiß.

A. Haberlandt.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Volkstümliche Kultformen im Lavanttal.

Von Rudolf Kriss.

Mit einer zweiseitigen Figurentafel.

Im kärntnerischen Lavanttal, das sich zwischen Kor- und Sau-
alpe von Norden nach Süden zieht, und ins Drautal ausmündet,
haben sich wohl wegen der Abgeschlossenheit seiner Lage einige
besonders altartige Opfergebräuche in unverminderter Stärke und
in seltener Dichte der Verbreitung bis auf den heutigen Tag erhalten.

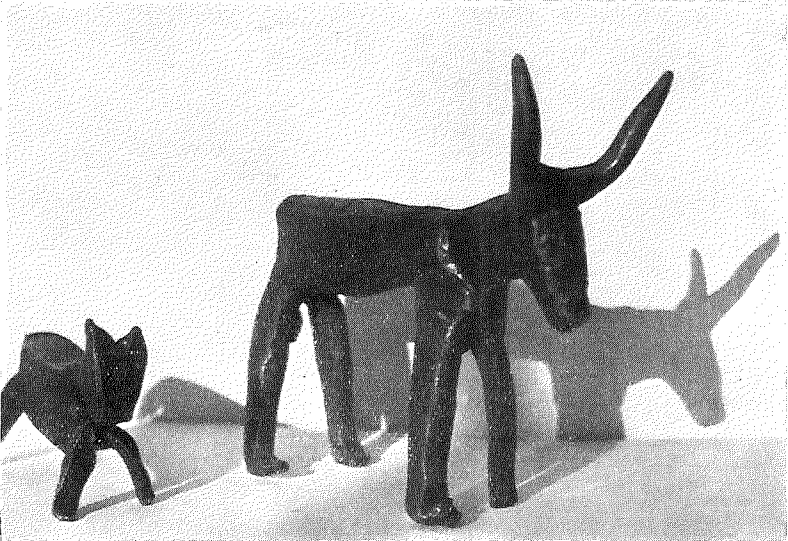
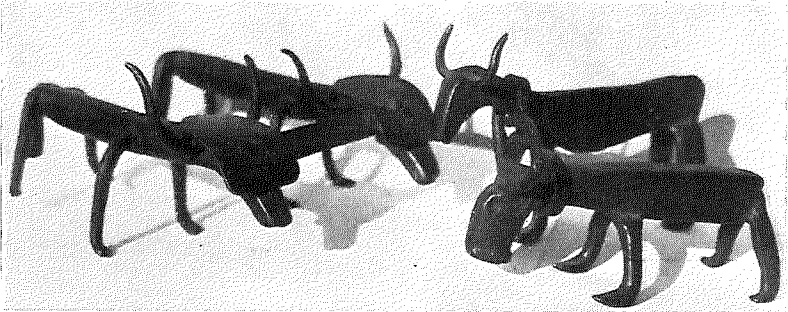
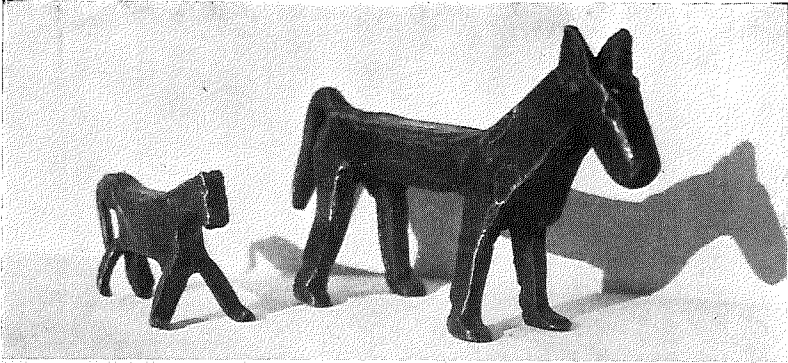
Bei einer Wanderung durch jene Kultorte muß der bekannte
Ort S t. L e o n h a r d, der mitten im breiten Talgrunde liegt und
den stärksten Mittelpunkt bildet, an erster Stelle genannt werden.

Die stattliche Leonhardskirche befindet sich ungefähr 10 Minuten
außerhalb des gleichnamigen Marktfleckens. Sie ist von einer langen Eisen-
kette umspannt. Das prächtige gotische Bauwerk verlohnt allein den Besuch.
Die dort gebräuchlichen eisernen Votivgaben sind in der Fachliteratur bereits
bekannt und wir können uns daher deren bildliche Wiedergabe an dieser
Stelle ersparen. Sie werden in seltener Reichhaltigkeit in einem großen Kasten
links in der Nähe des Hochaltars aufbewahrt und bestehen aus menschlichen
Figuren, Wickelkindern, Armen, Beinen, Augen, Herzen, Kröten, Pferden,
Rindern, Schafen, Ochsengespannen und Kopfreifen. Es sind sämtliche Alters-
stufen und Entwicklungsstadien vertreten. Bezüglich der Technik verweise
ich auf die Einzelbeschreibung Richard Andrees (Votive und Weihgaben,
Seite 97, 98, 115, 116, 117, 119, 132, 154, 155 und 156 mit den entsprechenden
Abbildungen) und auf meine eigenen grundsätzlichen Ausführungen zum
steirisch-kärntnerischen Formenkreis im Jahrbuch für historische Volkskunde
(1934, Seite 281 folgende mit Abb.), denen ich hier nichts mehr hinzu-
zufügen habe.

Beachtenswert sind auch die Votivtafeln, die teils hinter dem Hoch-
altar, teils im Chor und Langhaus der Kirche verstreut hängen. Die älteste
trägt die Jahreszahl 1413; Abb. 1. Da sie auf Leinwand gemalt ist, kann sie un-
möglich das Original selbst darstellen; ich halte sie für eine frühestens im
17. Jahrhundert angefertigte Kopie einer wohl schadhaft gewordenen Holz-
tafel, die aber später noch ein zweitesmal übermalt wurde. Immerhin bleibt
sie aber so noch interessant genug, denn sie bildet nicht nur den frühesten
mir bekannten Beleg für die Sitte der Votivtafelopferung im allgemeinen,
sondern auch einen wichtigen chronologischen Fingerzeig für das Bestehen
des Eisenopfers in Kärnten. Sie zeigt im Hauptfeld, wie ein befreiter Ge-

fangener einen eisernen Mann opfert. Auf einem kleinen Nebenfelde links sieht man wie der heilige Leonhard in Person den Gefangenen aus seiner Zelle entführt. Der Text lautet: „Anno 1413 ist kommen zu diesem Gotteshaus ein Mann am heiligen Auffahrtstag und bracht zum Wahrzeichen ein Bildnis eines eisnen Mannes und bekennt öffentlich, daß er von dem heiligen Leonhard aus seiner Gefängnus erledigt und ausgeführt worden, weillen er sich dann zu diesem gnadenreichen Gotteshaus verlobt hat 1413“. Die übrigen Motivbilder beginnen mit 1610 und reichen bis 1930, welches Jahr mit einem recht farbenfrohen Erzeugnis moderner Primitivität vertreten ist.

Die Wallfahrer finden sich außer am Patrociniumsfeste auch an jedem ersten Sonntag im Neumond, sowie an Laurenzi, Martini, und einigen anderen Tagen ein; besonders zahlreich natürlich am Leonhardsfeste, wo sie auch heute noch zu Tausenden herbeiströmen, wovon ich mich vor einigen Jahren persönlich überzeugen konnte. Der Festtag hat hier ein ganz anderes Gepräge als wir es von Altbayern, der Urheimat des Leonhardskultes gewohnt sind; keine Umzüge, weniger weltliches Treiben, dafür weit mehr gläubiger Ernst! Schon morgens 4 Uhr treffen die ersten Wallfahrer ein. In Scharen wallen sie aus der näheren und weiteren Umgebung herbei. Die Hauptsache ist ihnen allen der Opfergang mit den eisernen Votiven; unaufhörlich von 5 Uhr angefangen bis zum Hochamt um 9 Uhr und nach dessen Beendigung von neuem wird der Altar umkreist. Vor dem Kasten, in dem die Votive aufbewahrt werden, sitzen die beiden Zechpröpste und geben gegen einen Einwurf von 50 Groschen bis 1 S die Opfertiere aus. Die Leute umdrängen den Tisch in dichten Scharen und erhalten die betreffenden Objekte in Hut oder Einkaufskorb gefüllt. Man verlangt gewöhnlich „Alles“, worauf man je eine Kuh, einen Ochsen, ein Kalb, ein Schwein, ein Pferd, ein Haus, einen Bienenkorb und ein Schaf erhält. Die Bauern achten genau darauf, daß sie das Entsprechende bekommen und lassen sich nicht vertrösten, wenn gerade ein Stück ausgeliehen ist. Lieber warten sie geduldig, bis der Einsammler mit vollem Korb wieder erscheint. Mitunter werden auch besondere Wünsche laut. Menschliche Figuren, Arme, Beine und Augen werden nur auf spezielles Verlangen ausgefolgt. Der Votant umschreitet mit seinen Gaben den Altar, küßt jedes einzelne Stück und wirft es dann auf der rechten Altarseite in einen hölzernen Behälter, der, sobald er angefüllt ist, vom Mesner geholt und bei den Zechpröpsten ausgeleert wird. Das klirrende Geschepper, das der Einwurf der Eisentiere hervorruft, währt ohne Unterlaß und hört auch während des Messelesens nicht auf.



Eiserne Votivfiguren aus der Almkirche von Summerau.



Abb. 1. Darbringung einer eisernen Opferfigur.
Votivtafel aus der Leonhardskirche von St. Leonhard, Lavanttal, Kärnten.
1413, übermalt im 17. Jahrhundert. Original-Aufnahme Dr. R. Kriss.



Abb. 2. Votivfiguren aus der Almkirche von Summerau.

Am Eingang der Kirche ist gleichfalls ein Tisch aufgestellt, auf dem die Leute frisch geschorene Schafwolle opfern, das einzige Naturalopfer, das sich bis zur Gegenwart erhalten hat. Nach dem Gottesdienst beginnt auf dem Dorfanger der Viehmarkt, der das weltliche Fest einleitet.

Außer St. Leonhard ist oder war das Eisenopfer auch noch an mehreren anderen Orten des Lavanttales im Schwunge, die ich, da sie bisher unbekannt waren, ausführlicher behandeln will. Wegen mancher Besonderheiten des Brauchtums verdient das eine gute Stunde oberhalb von Twinberg gelegene Dorf Gräbern Beachtung. In der Kirche der aus einigen zerstreuten Häusern bestehenden Gemeinde wird der heilige Wilhelm, der Gemahl der seligen Hemma von Gurk, verehrt. Sein Fest wird unter großem Zustrom der Gläubigen am 29. Juni begangen.

Es müßte eine Freude sein, das Volkstreiben, das sich an diesem Tage im Schatten zweier mächtiger uralter Lindenbäume auf dem freien Platze vor der Kirche abspielt, zu beobachten. Der Legende nach starb der selige Wilhelm in der Nähe als unbekannter Pilger; man legte den Leichnam auf ein Gefährt, an das man 2 ungelernete Stiere anspannte; dort, wo sie zum dritten Male stehen blieben, wurde er begraben und schon im 12. Jahrhundert soll dort die erste Kirche erbaut worden sein. (Vgl. Graber, Sagen aus Kärnten, Seite 347, 1927.) Wir haben hier eine differenziertere Fassung des sogenannten Gespannwunders vor uns (vgl. Kriss: die religiöse Volkskunde Altbayerns).

Das Gotteshaus liegt 1000 m hoch auf einem westlich des Lavanttales sich hinziehenden Hochplateau am Wege zur Saualpe, die in Gestalt eines langgezogenen Höhenrückens das Blickfeld begrenzt. Im Innern der Kirche liegt der selige Wilhelm begraben. Ueber der Stelle wo er beigesetzt ist, im rückwärtigen Teile des Kirchenschiffes, hat man ein ungefähr 1.5 m hohes steinernes Häuschen errichtet, das im Innern einen Hohlraum besitzt, der an den beiden Längsseiten breite Oeffnungen aufweist. Auch in dem spitz zulaufenden Dache befinden sich zwei Löcher, gerade so groß, um den Kopf durchzustecken. Im Innern dieses den Sarkophag des Heiligen symbolisierenden Baues werden die uns vor allem interessierenden eisernen Opfergaben aufbewahrt. Wie mir die Wirtin des benachbarten Gasthauses mitteilte, sollen einstens viel mehr vorhanden gewesen sein als heute.

Die wenigen Stücke gleichen in der Technik denjenigen von St. Leonhard. Ich kann mich sogar auch an zwei massive Ochsenespanne erinnern, deren Joche die Tiere schlingenartig verbinden. Außer ihnen sah ich nur ein einziges indifferentes Tier, das aus einer jüngeren Zeit stammte. Mehrere Augenpaare in verschiedener Ausführung stimmen ebenfalls völlig mit denjenigen von St. Leonhard überein. Die älteren bestehen aus zwei Kugeln, die durch einen Eisenbogen miteinander verbunden sind; bei den jüngeren Exemplaren sind die Augen nicht mehr kugelig, sondern eher flach, lassen aber den Augapfel durch eine kleine Wölbung erkennen; in einer noch späteren Epoche, welcher die menschlichen Umrißplatten entstammen, hat

man die Augen gleichfalls in Form flachgehämmerter, durch einen Bogen verbundener Kreisflächen, die manchmal leicht gewölbt sind, geschmiedet. Sie sehen aus wie Zwicker (vgl. näheres auch in meinem Aufsatz „Wallfahrtswanderungen in Steiermark“ in Festschrift für Marie Andree-Eysn, 1928). Außer gewundenen Kopfringen sind auch ganz einfache glatte, gleichen Durchmessers vorhanden. Ueber die Arme und Beine ist nicht viel zu sagen. Unter ihnen bemerkte ich noch ein Paar, durch einen Ring verbundene, aus dünnem Eisenblech ziemlich breit geschmiedete Hände mit 5 Fingern; die Häuser aus noch viel dünnerem Eisenblech mit Tür- und Fensteröffnungen sind noch jünger, da sie bereits aus Blech geschnitten sind.

Diese wenigen Stücke sind die Einzigen die ich sah. Dagegen erfuhr ich von dem Bestehen einiger merkwürdiger Volksbräuche. Pilger, die an Kopfweh leiden, stecken ihre Köpfe durch die oben beschriebenen Oeffnungen im Dache des steinernen Baues. Kranke Leute, die nicht selber herkommen können, bitten ihre Angehörigen, ihre Krankenwäsche mitzunehmen. Diese wird in dem Hohlraum im Innern des Sarkophages, der auch die eisernen Tiere birgt, hineingelegt. Dort bleiben sie ein paar Tage lang liegen, hernach werden sie abgeholt und von den Leidenden wieder angezogen. Der magische Sympathiegedanke tritt hier besonders deutlich in Erscheinung. Zunächst läßt der Kranke sein Kleid, das ja mit der Krankheit gewissermaßen behaftet ist, herbringen, ein Brauch, der ja auch anderwärts bekannt ist. Der Heilige empfängt die Krankheit, um sie zu heilen. Gleichzeitig ist aber auch das Kleid durch die Berührung mit dem von einer geheimen Kraft erfüllten Sarkophag gereinigt und geweiht. Legt nun der Kranke das Kleid wieder an, so wird auf sympathischem Wege die alles Böse vertreibende Wirkung auch auf ihn übertragen. Die Sympathievorstellung tritt hier sozusagen zweimal auf, und die uralte Vorstellung der magischen Kräfteübertragung ist hier noch in aller Schärfe erkennbar und viel durchsichtiger als bei den sonstigen Kleideropfern, wo sie bereits stark verblaßt ist.

Die Anfangsworte einer auf dem Steinsarkophag befindlichen Inschrift drücken in ungeschickten Worten den Glauben des Volkes an seine Krafterfülltheit aus:

„Alles Uebel muß abweichen
Weillen hier die Opferzeichen.“

Auch den Opfern scheint demnach eine gewisse höhere Kraft innezuwohnen, die von dem geheiligten Aufbewahrungsort auf sie übergeht. Sie zeichnen sich also gegenüber ihren Genossen an anderen Orten noch besonders aus, da sie an sich schon einen

höheren Weihegrad besitzen. Der Sinn des zitierten Satzes ist allerdings unklar, da man nicht weiß, wie man hier das Wort „weillen“ (vermutlich = deshalb) aufzufassen hat. Der Spruch geht dann ohne Bezug auf die ersten Verse fort:

„Wer sich fest auf dich vertraut
Und sein Hoffnung auf dich baut 1764.“

Auf den Motivafeln erblickt man den heiligen Wilhelm in Wolken, stets aber auch ist der Steinsarkophag mit abgebildet, dessen wichtige Rolle also allenthalben ersichtlich ist. Die meisten Wallfahrer kommen am 29. Juni und am sogenannten Nagelfreitag, dem zweiten Freitag nach Ostern hieher, doch in dringenden Anliegen wird die Kirche auch unter der Zeit aufgesucht. (Eine etwas ungenügende Beschreibung der Kultgebräuche auch bei Graber a. a. o.)

Auch im unteren Lavanttal grüßen viele Pfarr- und Filialkirchen von den sich von der Saualpe allmählich niedersenkenden Höhenzügen herab. Sie sind alle sehr entlegen und dienten in der Türkenzeit dem Volke als Zufluchtsstätten, weshalb sie zum Teil noch befestigt sind. Kein Wunder, daß auch die Sage sich dieser Punkte bemächtigt hat. Gute drei Stunden von St. Andrä entfernt erhebt sich in 1200 m Höhe am Rande eines Talkessels die kleine Pfarrkirche von Wölfnitz, wohl die abgeschiedenste Pfarrei Oesterreichs.

Der frühgotische Bau ist von einer Festungsmauer mit Schießscharten, einer alten Türkenwehr, umgeben. Die Außenwand des Chores trägt als Pestabwehr ein gotisches Christophorusfresko. Eine schwache Stunde braucht man von dort zu der auf einsamem Hügel gelegenen Wallfahrtskirche St. Leonhard. Auch diese Kirche ist gotisch, doch nicht befestigt. Am Altar steht ein sehr plumper hölzerner St. Leonhard, eine rohe Bauernarbeit, steif wie ein heidnischer Götze. Er soll von einem bäuerlichen Schnitzer der Umgebung stammen, trat erst im 19. Jahrhundert an die Stelle des barocken Altargemäldes, das jetzt an der linken Längswand hängt. Hinter dem Hochaltar bemerkt man ein ziemlich verblaßtes Leinwandbild, das darstellt, wie ein Priester mit erhobener Hostie in der Hand zu Boden sinkt. Es handelt sich wohl um eine alte Legende, die jedoch vom Volke sekundär-aitiologisch mit einer Türkensage ausgedeutet wird, die berichtet, daß ein Pfarrer am Altar von einem Türken erschossen worden sein soll. An der Seitentür der Kirche rechts hängt ein Hufeisen, das angeblich von einem fliehenden Türken her stammt. Das Hauptportal ist mit dicken Eisenplatten beschlagen, um die ins Innere geflüchteten Menschen vor dem anstürmenden Feind zu schützen. Einer Legende nach springt dieses Tor von selbst auf, wenn eine schwere Seuche oder ein Krieg im Anzug ist, was sie dadurch anzeigt. (Sämtliche Legenden wurden vom Mesner mitgeteilt.)

Am Jakobitag (25. Juli) wird hier Markt und Viehbenediktion gehalten. Es kommt gewöhnlich Jungvieh (Kälber und Schafe), das auf die Alm getrieben wird, hieher, weniger zahlreich Rinder und Pferde. An Leonhardi war früher derselbe Brauch, doch kommt er wegen der späten Jahreszeit jetzt langsam ab. Ehedem wurden auch Wachsvotive und Wolle geopfert, zu welchem Zweck sich außen beim Seitentor heute noch eine Art Holzversschlag mit einem Ladenfenster für die Zechröpste befindet, die, wie in St. Leonhard, hier ihres Amtes walten. Während der Zeit, in welcher die Almen bezogen sind, findet jeden Sonntag die Weihe des sogenannten Gläck (Kleie und Salz, ein kräftiges Futtermittel fürs Vieh) statt, daß dann die Bauern in Rucksäcken auf die Alm tragen. Es hat hier gewöhnlich Knödelform.

In der Kirche hängen einige Votivtafeln aus dem 19. Jahrhundert und Fesseln; eine Reihe weiterer Bilder hat der Pfarrer von Wölfnitz in einer Kiste eingesperrt. Sie sollen bei der geplanten Kirchenrenovierung wieder an ihre einstigen Plätze kommen. Im Walde unter der Kirche entspringt eine kräftige Quelle, die von Mensch und Vieh im frommen Glauben benützt wird.

Die kleine Filialkirche Reisberg, oberhalb Marein, war früher ebenfalls eine Wallfahrt; als Peterskirche ist sie sehr alt und wurde später gleichfalls mit einer Mauer umgeben. Am rechten Seitenaltar, der dem Märtyrer Stephanus geweiht ist, befinden sich bis vor ca. 20 Jahren einige eiserne Opfertiere, deren sich der alte Mesner noch deutlich zu entsinnen vermag.

Zwei Stunden oberhalb Wolfsberg, gleichfalls auf einem Ausläufer der Saualpe, ragt auf luftiger Höhe, von der sich ein prächtiger Blick über das ganze Lavanttal bietet, das kleine Bergkirchlein von Lading empor. Das alte gotische Bauwerk ist wiederum mit einer Mauer gegen die Türken, die im Jahre 1532 das Lavanttal heimsuchten, bewehrt. Hauptpatron ist St. Aegydius, neben ihm stehen am Hochaltar auch die Statuen Oswalds und Martins. Früher wurden am Aegydiustage Wolle und Eier geopfert, auch waren noch vor dem Kriege ungefähr 12 bis 15 eiserne Opfertiere vorhanden, die jedoch nach Aussage des Mesners unbenutzt in der Sakristei standen und später einmal vom Pfarrer von St. Michael mitgenommen wurden. In der eisenbeschlagenen niederen Tür befinden sich zwei Risse und ein rundes Loch, die nach der Volksüberlieferung von den Türken herrühren.

Ein ganz besonders altartiges und in sich geschlossenes Brauchtum knüpft sich indessen an die Almkirche von Summerau, die 1400 m hoch in einem westlichen Seitental des obersten Lavantales liegt und zur Pfarrei Reichenfels, von der sie in 2½ Stunden erreichbar ist, gehört. Es wird dort nur zweimal im Jahre, am 5. August, dem Feste des heiligen Oswald, dem die Bergkirche geweiht ist, und am Kirchweihsonntag im Oktober Gottesdienst gehalten. Durch Zufall ward mir auf einer sommerlichen Wanderung

die Kunde davon und so fügte es sich, daß ich Zeuge jenes bäuerlichen Festes werden konnte, dessen Verlauf ich hier im einzelnen schildern will.

Als ich am frühen Morgen in Reichenfels aufbrach, war es trüb und trotz der Sommerszeit sehr kühl. Doch während ich das Summerauer Tal aufwärts wanderte, klärte es sich rasch auf und nur der frische Wind blieb. Zuweilen überholte ich Gruppen von Bauern und Bäuerinnen, die über Täler und Höhen kamen und sämtlich der Summerauer Kirche zuströmten. Nachdem ich zwei Stunden den schmalen Fahrweg auf der Talsohle verfolgt hatte, bog ein steiler Fußpfad nach rechts ab, welcher direkt zu der auf freiem luftigen Hügel sich erhebenden Kirche hinanführt. Das einsame Heiligtum gehört dem Typus des niedrigen Berggotteshauses mit Schindeldach, kurzem Turmhelm, Wetterverschalung und schützender Umfassungsmauer an. An den benachbarten steilen Berghängen stehen noch ein paar alte verräucherte Bauernhöfe und Almen; dann beginnt ein schmaler Zirbenwaldgürtel, der sich um den baumlosen Rücken der Preßneralpe, die im Norden an die Saualpe angrenzt, legt.

Es waren schon zahlreiche Wallfahrer, einige hundert Personen, ausschließlich bäuerlichen Standes versammelt. Kurz darnach erschien von St. Johann am Pressen jenseits der Alm eine ganze Prozession, die mit wehender Fahne die Kirche umzog. Der dortige Pfarrer hielt eine volkstümliche Predigt, der es nicht an höchst kräftigem Gewürz fehlte und die mit den Worten schloß: „Also meine lieben Christen, benehmen wir uns gegen den lieben Gott anständig, dann benimmt sich der liebe Gott auch gegen uns anständig, Amen“. Nach dem Hochamt bewegte sich eine kleine Prozession hinauf in den Zirbenwald, bei der der Pfarrer von Reichenfels, der unter einem Miniatur-Traghimmel mit nur zwei Stützen einherschritt, das Sanktissimum trug, während sein Pressener Kollege die Evangelien las; zu diesem Zwecke wurde ein kleiner Tragaltar mitgeführt, der, so oft die Prozession Halt machte, einfach unter einer breitästigen Zirbe niedergestellt wurde.

Während der Umgang die Kirche verlassen hatte, konnte ich ihr Inneres in aller Muße betrachten. Das Altarbild stellt den heiligen Oswald dar; die Statue desselben Heiligen steht auch rechts auf einem kleinen Tischchen, umgeben von eisernen Opfertagen. Diese sind hier besonders schön und altartig, wie ich sie sonst noch nirgends sah: riesige große Pferde und Rinder, aus einem einzigen Stück geschmiedet und ebenso uralte Schweine und Schafe. Die Materialbearbeitung ist, wie die Abbildungen Tafel, erste und dritte Reihe deutlich erkennen lassen, noch ungeheuer roh; klare Kanten und Rundungen mangeln noch völlig. Technisch wären sie sämtlich den ältesten Stücken des Mittelalters unmittelbar an die Seite zu stellen, nur die auffallende Größe und Schwere unterscheidet sie von den Ausgrabungen aus jener Zeit. (Vgl. hiezu meinen zitierten Aufsatz im Jahrbuch für historische Volkskunde 1934, Seite 279 ff. und Seite 283 ff.) Am wichtigsten ist die große männliche Figur; ein Stück, so schwer wie ein kleiner Würdiger, an 25 cm hoch. Die weibliche Figur, das Gegenstück, ist viel kleiner und jünger und entspricht den Lavanttaler Exemplaren. Abb. 2. Unter den Tieren sind auch einige bessere Exemplare vertreten, die wohl gleichfalls viel

später nach dem Muster derer von St. Leonhard geschmiedet wurden. Das gilt besonders von den prächtigen Ochsen gespannen, die im Joch gehen; hier arbeitet man bereits mit Einkeilen und Durchstecken. Das Stirnjoch, das mittels eines den ganzen Kopf durchbohrenden Eisenstabes auf den Häuptern befestigt ist, verdient als Seltenheit eigens hervorgehoben zu werden. Abb. 2 auf Tafel II. Außer den genannten Stücken sind noch ein Augenpaar und Arme und Beine, von welch letzteren es auch hölzerne Stücke gibt, vorhanden.

In der Kirche gewahrt man weiterhin noch zwei Motivtafeln aus dem 18. Jahrhundert, ein großes vergoldetes Hufeisen, Zöpfe, Druckzettel und schließlich ein merkwürdiges Leinwandgemälde, auf dem ein Mann dargestellt ist, dem ein Baum aus der Brust wächst und der mit einer Säge abgeschnitten wird. Er hat als Attribute die beiden Oswaldiraben, stellt somit jenen Heiligen dar, doch ist die Bedeutung des Symbols sogar dem Pfarrer unbekannt, während der Kirchenvater meinte, es sei der „Letzte seines Geschlechtes“, wonach sich die Darstellung in den Gedankenkreis ähnlicher stammbaumartiger Bilder eingliedern würde.

Vor und nach dem Gottesdienst wurde ohne Unterlaß geopfert. Der Rundgang vollzieht sich mit großer Andacht und zuletzt wird jedes einzelne der entliehenen Stücke — gewöhnlich wird von jeder Gattung ein Exemplar genommen — geküßt. Auf einem breiten, altarartigen Tisch wurde von den Bäuerinnen recht häufig Wolle und Eier niedergelegt.

Nach dem Gottesdienst versammelten sich die meisten Wallfahrer in einem größeren Bauernhaus etwas unterhalb der Kirche, wo in Ermangelung eines Wirtshauses heute für die Allgemeinheit aufgekocht wurde. Dort befanden sich im Freien auch einige fliegende Stände. Binnen kurzem entfaltete sich in den Stuben ein recht lustiges und gemütliches Treiben, an dem sich auch die Geistlichkeit beteiligte und es dauerte nicht lange, bis einer seine Mundharmonika hervorzog und seine Nachbarn zum Singen aufforderte. Doch nicht zu lange währte das Spiel. Denn fast alle Versammelten hatten noch einen mehrstündigen Heimweg vor sich, zu dem die meisten schon bald nach der Mittagsmahlzeit aufbrachen.

Wenn ich mich der zahlreichen religiösen Feste erinnere, die ich auf volkskundlicher Wanderschaft bereits mitgemacht habe, so muß ich diesem ob seiner Einheitlichkeit und Ursprünglichkeit den Vorzug geben.

Anmerkung. Der Reichtum des Lavanttales an eisernen Opfergaben veranlaßt verschiedene Wiener Antiquitätenhändler eine große Zahl von Fälschungen als von dort stammend in Umlauf zu setzen. Vor Ankauf sei hiemit gewarnt.

Der „Spielmann“ im Schwarzensee.

Von Leopold Schmidt.

In den Anfängen der österreichischen Volkskunde, nämlich in der Zeit Erzherzogs Johann hat man dem Gebiet der Niederen Tauer n volkskundlich eine Beachtung geschenkt, deren es sich

späterhin nicht mehr erfreute, obgleich es in seiner Unaufgeschlossenheit auch heute noch ein durchaus altartiges Gebiet bildet, das der durchgreifenden Neuerforschung harren würde. Nicht zuletzt wäre diese Neuerkundung deshalb wichtig, weil man die neuen Funde mit den Aufzeichnungen der Reisenden vor hundert Jahren vergleichen könnte.

Bei einigen längeren Aufthalten im Sölktal und am Schwarzensee in der Kleinsölk konnte ich die Beobachtung machen, daß viele Zustände mit den von F. C. Weidmann¹⁾ 1834 geschilderten (1811—1828 erwanderten) heute noch durchaus übereinstimmen. Besonders für die von Weidmann ausführlich geschilderte Almwirtschaft am Schwarzensee wäre der Vergleich sehr lohnend, da sogar die Hütten anscheinend zumeist noch die von Weidmann gesehenen sind.

Als Beispiel der Vergleichsmöglichkeit möchte ich hier nur auf die Weidmannsche Aufzeichnung von Sagen um den Schwarzensee hinweisen. Er schildert (Seite 65) den See und schreibt weiterhin:

Am oberen Ende des Sees zeigt sich ein großer, aus dem Wasser hervorragender Block. Es ist das Ende eines Baumstammes, welcher, vom Sturme gebrochen, vom Abhang herabgeschleudert ward und hier stecken blieb. Vor wenig Jahren schiffte zur Abendzeit ein Aelpler auf den See umher. Endlich hielt er an diesem Blocke, setzte sich darauf, band den Kahn an und begann sorglos lustige Liedchen zu blasen. Indessen aber lösete sich der Kahn los, und ward von einem Windstoß in den See hinausgetrieben. Der Bursche gewahrte es erst, als er nicht mehr zu erlangen war. Es war späte Herbstzeit und die Alp bereits aufgelassen. Er mußte sich also bequemen, die ganze Nacht auf diesem unbequemen Lager zu verweilen. Zum Unglücke war eben diese Nacht sehr kalt und stürmisch, und was die Furcht des armen Teufels noch vermehrte, war der Umstand, daß der Block gerade jener Stelle sehr nahe ist, wo man öfters die gräuliche Wasserschlange gesehen haben wollte. Es geht nämlich hier die Sage von einer ungeheuren Schlange, welche sich öfters, und selbst in neuester Zeit (etwa einen Monat vor meiner Anwesenheit im Jahre 1825) wiederholt gezeigt haben sollte. Die lebhafteste Phantasie der Aelpler ermangelt nicht, die Erzählungen von diesem Ungeheuer auf das Abenteuerlichste zuzustutzen, und es geschah wirklich, daß selbst aufgeklärte Männer der Sache einigen Glauben beyzumessen begannen. Allein es fand sich trotz der angestellten Beobachtungen und Forschungen doch nirgends eine Bestätigung über das Ungeheuer, und so darf man wohl glauben, daß es am Ende mit demselben beschaffen seyn wird, wie mit den Drachen und Ungeheuern in den öden kalten Klüften des Dachsteines, welche so lange Zeit von sich reden machten, und endlich bey näherer Besichtigung in große Lacerten zusammenschmolzen, welche freylich dort gefunden werden.

¹⁾ Darstellungen aus den Steyermärk'schen Oberlande. Von F. C. Weidmann.

Die Furcht vor jenem Ungeheuer war es vorzugsweise, welche unsern armen Aelpler auf seinem Baumstrunk in der kalten Nacht ängstigte. Endlich erschien das Morgenroth, man bemerkte ihn in der Ausseralm, und sandte den hilfreichen Kahn, ihn zu erlösen.

Aus der teils idyllisch-biedermeierlich, teils rationalistisch gefärbten Erzählung läßt sich nicht recht erkennen, ob Weidmann die Erzählung für einen Bericht über ein wirklich stattgefundenes Ereignis betrachtete, oder ob er in ihr schon eine Sage sah. Wir zweifeln von vornherein und bezeichnen schon den Weidmannschen Bericht als Aufzeichnung einer Ortssage. Das wichtigste daran ist aber, daß diese Sage heute noch lebt. Der geschilderte Baumstamm steht noch immer nahe dem Südufer aus dem Wasser heraus und bei seinem Anblick erzählte uns der etwa sechzigjährige Schmied aus Kleinsölk, daß der Stamm „da Spülman“ heiße. Das komme daher, weil ein Spielmann einmal hinausgerudert sei und auf dem Baumstamm sitzend gespielt habe. Dabei sei ihm das Boot weggeschwommen und er habe die Nacht auf dem Baumstamm über dem Wasser sitzen bleiben müssen.

Dieser kurze Bericht stimmt motivlich durchaus mit der vor hundert Jahren aufgeschriebenen Sage überein. Nur die Geschichte von der Seeschlange fehlt heute und gehört auch wohl nicht herein. Heute weiß man hier von einer Seeschlange nichts mehr, dagegen erzählte der Schmied von Klein-Sölk eine andere Sage, daß nämlich einmal das Tal von einem Drachen bewohnt gewesen sei, nach dessen Tod sich erst der See gebildet habe. Es handelt sich also um eine Seedrachsensage, wie sie von einer Anzahl obersteirischer Seen erzählt wird²⁾. Die charakteristische Ortssage vom Spielmann dagegen können wir dank der volkskundlichen Arbeit im frühen 19. Jahrhundert als ein langlebiges Element verzeichnen, wie es nur selten in so reiner Weise möglich erscheint.

Wiese und Feld in Villgraten.

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien.

I.

Die March.

„Mir haben das Feld alles beinander, gar ka March (Grenze) drein.“ Ein Bergbauer, der von seinem Anwesen so sagen kann, ist gut daran. Er hat „alles in an Stucke“, alle Felder hat er beisammen.

²⁾ Sagen aus der grünen Mark, gesammelt von Hans von der Sann (Graz 1920), Seite 102 ff.

Den Wald gleich hinter dem Haus am Berg hinauf. Darüber eine Bergwiese und „a schöner Wadefleck“ (Weide), noch höher oben die Albe. Für das Zäunen ist ein solcher geschlossener Besitz kammod und die Arbeit läßt sich leichter einteilen, weil nicht lange Arbeitswege aufhalten.

Die meisten Bergbauern haben es weniger bequem. Jeder hat die Aecker um das einzelstehende Haus, aber die Weiden, Bergwiesen, Waldanteile und Alben sind oft stundenweit entfernt. Infolge Kauf oder Erbschaft sind sogar vereinzelt Ackerstreifen in fremden Besitz eingesprengt.

Mit dem schweren Holzschlegel tun die Bergbauern „Steffn schlagen“, lärchene Holzpflocke zur Grenzbezeichnung in den Erdboden treiben. Die festgesetzte Grenze darf niemand verändern, auch der Besitzer in seinen eigenen Grundstücken nicht. Beim Wurzer im Winkeltale z. B. hatte der alte Bauer zwei Buibn, im Alter nicht weit auseinander. Und auch sonst haben sie recht „guit geschaffn mitnander“. Der Vater stirbt, der ältere Bruder bekommt das ganze große Hamatl. Er kann es selber nicht mit ansehen, daß der andere gar nichts haben soll, grad deswegen, weil er um ein Jahr später auf die Welt gekommen ist. Der Hof ist groß. „Teilen wir“, schlägt der junge Bauer seinem Bruder vor, „es bleibt für jeden von uns noch weitaus genui.“ An einem schönen Tage im Langes haben sie „Marchsteffn ingeschla't“. Aber aus der Teilung ist nichts geworden. Der Plan kam den Leuten zu Ohren und es ist von der Behörde verboten worden, daß jeder Bruder die Hälfte des väterlichen Erbteiles haben sollte.

Die „Höfekommission“ entscheidet, ob ein Bauerngut verstuckt (geteilt) werden kann. Die ganz kleinen, wenn nicht eine dreiköpfige Familie zu leben hat, kann man verkaufen und 's Feld verstuckn, wie man will.

Auf der Wiese und im Felde haben die Bergbauern recht ein „kammods March“ (bequeme Grenze). Längs der Grenze lassen sie einen ganz schmalen Grasstreifen stehen, der niemals abgemäht wird. Das Gras steht dort viel gröber. Dieser schmale Grenzstreifen zeichnet sich deutlich vom Gras oder Getreide ab. „Stane oder Steffn sieht man nicht so weit, das Riegele aus Gras aber recht gut.“

Ein Bach, eine Gunke oder ein Ginkele (großer und kleiner Hügel) als natürliche Grenze ist auch beliebt. Das „Marchginkele“ auf der Thurntaler Albe, früher die Grenze zwischen zwei Gemeinden, ist jetzt sogar Reichsgrenze gegen Italien geworden.

Es kommt schon vor, daß es „bei der March amal fahlt“. Früher hat man viel erzählt, daß die Marchstane (Marksteine) versetzt worden sind. Die das gemacht haben, sollen dann umgegangen sein als Geister. Jetzt redet man nimmer viel davon.

Am Brandeck ist ein Geist umgegangen, der bei Lebzeiten „March“ versetzt hat. „Schwar, schwar!“ hat er immer gesagt. Viele Leute haben ihn gehört. Bis einer ihn hintergeantwortet hat: „So leg ihn decht nieder, wo ihn au' genumm' (aufgehoben) hascht!“ Aft war der Geist derlöst.

Um die March zu streiten oder gar zu prozessieren miteinander, das haben sie sich „im Villgraten inne“ schon seit etlichen Jahrzehnten abgewöhnt. „'s ischt decht kein' nutz als wie dem Advikaten, und zu dein' Recht kimmsche leichter, bald du es mit dem andern ausredescht, als wann du streitescht.“

Die Zäune.

Eine notwendige Arbeit im Langes, bevor man „'s Vieche auskehrt“, ist das „Zäun“. Der Bergbauer in Osttirol unterscheidet:

Den Romadnzaun (mit runden Zaunstangen = Zaunromadn aus Lärchenholz), den Speltzsaun (mit Zäunringen), den Schwartnzaun (den tuit man kloibn), das Glanda (Geländer).

Mit der umgekehrten Hacke schlägt er die Zaunstecken ein. Dort, wo ein Weg die Zäune kreuzt, wird eine „Lucke“, die Zauntür gemacht. Aber sie ist gewöhnlich fest geschlossen. So kann kein Vergeßlicher sie offen stehen lassen und dem Vieh damit den Weg in verbotene Gründe freigeben. Für die Menschen ist an solchen Stellen aus ein paar Flecken (Brettern) ein „Stapfele“ als Uebergang gerichtet. Im Winter wird die Lucke au'gelegt (geöffnet), daß sie nicht der Schnee derdruckt. Die Zäune scheiden nicht nur die Grundstücke verschiedener Besitzer voneinander. Durch sie werden innerhalb eines Besitzes die Felder und Wiesen von den Weideplätzen getrennt, damit das Vieh nicht Schade tun kann.

Je weiter hinein in das Tal, um so häufiger werden die „Stammauren“ zur Einfassung der Felder. Sie schützen das Erdreich vor dem Rutschen an steilen Hängen.

Wiese, Hochwiese, Bergwiese.

In der Nähe des Hauses sind die Kunstwiesen, auf denen Grassamen gesät wird. Vom Haus bergaufwärts, bevor der Bergwald anfängt, sind die Hochwiesen. Ueber dem Wald, im Almengebiet sind die Bergwiesen, einzelne besser bewässerte Stellen, die der Bergbauer ebenfalls mäht, bevor er das Vieh darauf weiden läßt. So kratzt der Bergbauer buchstäblich jedes Fleckchen Erde

säuberlich ab, auf dem noch Hälmmchen so hoch wachsen, daß man sie schneiden kann. Er braucht ja Heu! Je mehr Heu er hat, desto mehr Vieh kann er füttern, über den Winter behalten bis zum Langes, wo die Viehpreise günstiger sind. Wer zu wenig Heu hat, muß das Vieh im Herbst (Herbst) zu ungünstigen Preisen verkaufen. Das Vieh, das als einziges Kapital des Bergbauern Bargeld ins Haus bringt!

Die gesäte Kunstwiese in der Nähe des Hauses wird sorgsam betreut. Ist das Gras in einer bestimmten Höhe herausgewachsen, dann tun die Weiberleut jäten. Wenn dabei die Disteln gar zu arg „stupfn“, arbeiten sie mit einem ledernen „Handschah“. Das ausgerissene Unkraut wirft man auf den Weg. Gerne dort, wo er am steilsten ist. Die Leute „schlüpfn“ dann nicht gar so arg. Auf morastige Wegstellen werden langstengelige Unkräuter geworfen.

Weil einer davon im „landwirtschaftlichen Ratgeber“ wiederholt gelesen hatte, probierten einige Bauern vor etwa zwanzig Jahren die erste Kunstwiese. „Die Lappen! alles, was sie lesen, müssen sie haben!“ spotteten die andern, nachdem sie gesät war. Die Kunstwiese ist gröber hergewachsen als die gewöhnliche Wiese, und hat stärkeres Gras gehabt. „Dös (ihr) werd' erst sehen, ob die Kuih die Strewe frißt!“ spöttelte man weiter. Wie dann aber um die Hälfte mehr Grummet war, ist schon mancher nachdenklich geworden. Und wie um Allerheiligen die Kuih vom Kunstwiesenheu viel mehr Milch gegeben hat, war doch etwas daran. Heute haben alle Bauern Kunstwiesen.

Die Hochwiese braucht Wasser, soll das Gras gut wachsen. Deshalb macht der Bergbauer „Suichn (Wasserrinnen) mit Auskehrungen“ (Abzweigungen). Eine Quelle, ein Bächlein in der Nähe, wird darin über die Wiese geleitet. Die Auskehrungen endigen frei in der Wiese, das Wasser sickert in den Boden ein und bewässert ihn. Weiter unten tritt es dann als Quelle wieder aus der Erde. Alle Wochen oder 14 Tage oder alle fünf, sechs Tage, wie man derweil hat, geht eines vom Hof hinauf und „kehrt die einen Auskehrungen ab (mit quergelegten Steinen) und andere zui“. So bekommt nach und nach die ganze Wiese Wasser. Oft nimmt man zum Auskehren der Suiche eine alte Strewesengse (kurzstielige Sense zum Streu mähen), daher liegen diese im Vorsommer neben der Heuschupfe.

So bewässern kann der Bergbauer natürlich nur Wiesen, die in höchstens ungefähr 1—1½ Stunden vom Haus erreicht werden

können. Alle Wiesen drinnen in den Enden der Hochtäler, auf den Alben, müssen bleiben, wie sie sind.

„Zwischen zweimal wetzen einen Mahderkumpf voll Gras“ kann man von den Bergwiesen haben, sagen die Villgrater. So wenig wächst auf diesen Höhen! Pörze (Hügel) und Stane sind in einer solchen Wiese genui. Zu mähen geht es nicht gut.

Bald die Leute auswärtig nicht mehr zu tun haben, beginnt die Heumahd auf den Bergwiesen weit drinnen in den Hochtälern. Rings um die Kaser (Almhütte) das „Du'feld“ (Dungfeld) kann jedes Jahr gemäht werden. Seine Ergiebigkeit wird durch den Dünger verbessert, den man bei der Almhütte sammelt. Aber auch hoch droben an den Bergwänden und weit drinnen im Talschluß haben die Bauern ihre Wiesen, von denen sie das Bergheu gewinnen. Viele davon sind nur alle zwei Jahre zu mähen. Die Bergbauern richten sich das so, daß sie die halbe Wiese in einem Jahr mähen, die andere Hälfte wird „trate gelat“ (tragen gelassen). Die mäht man das „andere Jahr“.

So steil sind die Hochwiesen, daß nicht einmal mehr die Kühe hingeführt werden. Aber die Leute müssen mähen. Leicht kann eines dabei fallen und sich an der Sense verletzen. Die Bergwiese vom Hochkofel ist „so stickl, bal' du nicht achtgibst, bische drunten, im Bach drin und hin. Das Gedele wär' vährt (voriges Jahr) abgewalgen. Sie hat sich nimmer derhalten. Aber einer, der daneben Heu gemacht hat, der hat grad noch den Rechen vor sie hinhalten können. An dem hat sie sich derfangen.“

Zäunen tut man die Bergwiesen nicht. Die Hirten müssen das Galtvieh wehren, daß es nicht hineinweidet.

Heumahd.

Wetterregel für die Heumahd:

„Wenn die Ackerwürzen (Stoppeln) härt truckn (trocknen), so dörrt man auch das Heu härt.“

Das Gras, wär recht, wens zach wär zum Mähen (feucht und deshalb zähe). „Eggimagras“ (Borstgras), das auf den Hochwiesen wächst, läßt sich schwer mähen, es schneidet's recht ungenr.

Auf den Heimwiesen gibt es beim Heumachen eine Unbraterin (Anbreiterin) mit der Gabel, weil das Gras länger ist. Diese Gabel hat sehr lange „Zintn“ ($\frac{1}{2}$ m). Auf der Hochwiese ist das Gras so kurz, daß man mit einer Gabel nicht machen kann. Dort legen

die Recherinnen mit dem Rechen auf den „Schlachflan“, den abgemähten Feldstreifen, die „Wandelen“, die Heulagen¹⁾).

Das Heu von der zweiten Heumahd nennen die Bergbauern „Gruimat“. Dazu haben sie eine Scherzfrage: „Was werd von an Heubock (Heuschrecke)?“ (A Gruimatbock.)

Im Juni ist Heumahd. Im Juli Mahd auf den Bergwiesen. Im August mäht man das Gruimat. Nur die wenigsten Felder bringen einen Bofl (dritte Mahd). Das letzte kurze Gras läßt man abweiden. Im Winkeltal müssen sie schon Ende August das Gruimat mähen. „Sischt dertrüeckn (ertrocknen) mir es nimmer“. Die Sonne geht so viel spate auf und früh unter (sie scheint von 10—15 Uhr). In Villgraten herausen können sie das Gruimat bis September wachsen lassen.

Im „Lande“, in der Drauebene draußen bei Sillian bringen sie das Heu mit Roß und Wagen ein. Obwohl es auch schon mehr als tausend Meter hoch liegt. Im Hochtal ist mit einem Wagen nichts zu machen. Wer keinen Aufzug hat, muß tragen. Mit einem Riemen oder Strick wird das Heuballi zusammengeschnürt und getragen. Starke Mannerleut fassen eine noch größere Heumenge in ein „Bloch“.

Heuballitragen, eine schwere Arbeit! Während des Weltkrieges haben 14 jährige Mädchen in manchen Bauernhäusern das ganze Heu auf ihrem Buckel eingebracht. 16—17 jährige sind auch jetzt nicht davon verschont. Ebenso tragen alte Männer und Frauen mit über 70 Jahren das Heu zum Haus, wenn sie nicht genug Geld haben, jemand dafür zu bezahlen.

Das alte Kathele ist immer fleißig. Noch ganz erhitzt vom Ballitragen geht sie den steilen Abhang wieder hinauf, ein anderes Balli zu holen. Dabei bückt sie sich unermüdlich und rupft „Waldfitschn“ aus (eine Art Walderbse). „s ischt alles guit für inser Küähle.“

Es gibt auch andere. Der Gronne beim Oberkofler, „dersell ischt alm hinten aus (zurück, der Letzte) beim Ballitragen“. Nützen tut es ihm freilich nicht viel. „Trag'n musche alm frisch (fest)“, ermuntert der Bauer seinen Aeltesten und ladet ihm erst recht tüchtig auf.

Pfiffige tun „Nudla windn“, wird es nicht gar zu stickl: Das Heu in Ballen eindrehen und den Bergabhang von selbst herunterrollen lassen. Ein Wegele mitten im Abhang hält die „Nudla“ auf.

Am nettesten haben sich's die Bauern gerichtet, deren Almen und Bergwiesen drinnen in der Volkzein im hintersten Winkeltal liegen. Von der Hochwiese tragen sie über die „Schneide“ (Gebirgskamm) her die „Ballele“, höher wie sie selber, zum Aufzug. Mit dem saust jedes Balli ins Tal, 200—400 m tiefer. Der Aufzug gehört den Bauern miteinander.

¹⁾ Vgl. hiezu auch M. Lang-Reitstätter, Hochzeit in Villgraten. Wiener Zeitschrift für Volkskunde 1934, Seite 23.

Gleitet des Heuballi aus der schwindelnden Höhe, du derfolgst kaum mit den Augen. Z'nachst haben sie an Pack a'gela't (heruntergelassen), aft haben sie nicht mehr gesehen wie a bissele Stoibn (Stauben), sischt nicht. Der Pack ischt a'gepfatscht (heruntergepoltert). Darauf haben oben die zwei Balliträger gejukst zum Zeichen, daß ihnen grad luschtig ist. Die unten im Tal zugeschaut haben, sind um die spöttige Freud gekommen.

Auf der Hochwiese wird das Gras nach dem Mähen trocken gelassen. Dann tut man es „kehrn“, (umkehren), dann zusammenrechen. „Bal es gerochn (gerecht) ischt, kommt das Intian (Hineintun in die Schupfe)“. Das Heu wird mit dem Bloch hergetragen oder in Balli. Wo es nicht gar zu stickl ist, zieht man die Bündlen (Lasten) mit dem Folgabrett oder einem Schlitten her. So wird eine Schupfe nach der andern angefüllt. Das Heu läßt man auf den Wiesen in „Heuschupfen“, einfachen Blockhütten, bis zum Winter. Die Heuschupfen stehen frei auf dem Felde. Eine Schupfe hält wohl „eppa a 100 Jahr“. A dreißig Jahr weiß sie mancher Bauer ohne richten. Auch das Dach nicht. Der Wald schützt die Hochwiesen vor dem Winde. Ueberschi (an der Oberfläche) haltet es wohl, das Holz, aber unterschi derfault es. Vom Berg her kommt im Winter das Eis und im Langes, bald es apert (taut), derfault alles. Zuerst an der Bergseite. „So eine Schupfe fallt nit a'wärt zusammen, wie alles in der Welt, die fallt au'wärt!“

Der Trojer Andrä ist mit den Füßen nicht mehr richtig beieinander. Bevor er das vergangene Jahr auf die Albe gegangen ist, Wiese zu mähen, hat er den Pfarrer gefragt: „ob es ihm wohl verlaubt wär', über den Sonntag in der Albe zu bleiben und nicht zur Messe ins Tal zu kommen“. „Genui, genui“, hat der Pfarrer gesagt. Also ist der Trojer Andrä beruhigt zwei Wochen in der Albe geblieben, bis er und sein Weib die Wiese aufgearbeitet hatten.

Aermere Bauern gehen zu den größeren auf die Bergwiesen und helfen beim Mähen. Dafür bekommen sie Heu.

Bockfeilen und Bocktreiben.

Je mehr Leute, um so schneller geht die Arbeit bei der Bergmahd. Zuerst hebt der Mahder an. Mit der kurzstieligen Sense legt er das Gras nieder. Dahinter die Recherin. Die richtet auf den „Schlachtlan“, den abgemähten Feldstreifen, die „Wandelen“, die Heulagen.

Wie mehr Leute, wie lustiger ist die Arbeit. Aber nicht immer.

Der Perfler Engelbert nimmt die Mahden so viel weit. Dem Bauern ist der Engelbert mit seinem „Arbeitszeit“ (Geiz) ganz recht als Knecht. Aber das Gedele, seine Recherin, derfolget ihm nit. Sie hat gemüßt zu Mittage

kochen, da ist ihr ein „Bock“ zusammengekommen, ein großer Rest. Immer weiter wird der Abstand zwischen der Gitsche und dem mähenden Knecht. Ein paarmal hat der schon lachend zurückgeschaut. Gedele ist hochrot im Gesicht, sie weiß, was kommen wird. In Götts Nam', da steht jetzt der Engelbert richtig am Ende der Mahd und ruft laut:

„Der Bock, der hat zwa spitze Horn,
die Recherin, die hat'n Mahder verlorn!“

Dazu zeigt er mit gespreizten Fingern über seinem Kopf die spitzen Bockeshörner. Und jetzt steigt er auf ein Pörzele (kleiner Hügel), stellt die Sense auf wie zum Schleifen, fährt aber mit dem Streicher so auf dem Sensenrücken hin und her, daß es ganz fürchterlich garazt. Eine halbe Stunde weit muß man das knarrende, quietschende Gewinsel hören. Bockfeilen tut er, der Engelbert! Das Gedele ist in heller Empörung. Auf der anderen Tal-seite, zelm über sind die Leute vom Bodenbauern auch beim Wiesemähen. Gedele traut sich gar nicht hinüber zu schauen. Sie sieht es vor sich, wie alle drüben den Kopf heben: „Holla, heut hat die Recherin an Bock!“

Dem Loisele, der zweiten Dirn, tut die Verspottete leid. Der Engelbert treibt es wirklich arg, immer feindseliger garazt sein Streicher. „Das ischt schon ganz das wildeschte, zelm gehen die Mahder no' in a Gunke (auf einen Hügel), Bock zu feilen, daß es recht hebt (hallt)“ sagt sie entrüstet.

Gedele schleunt sich, daß die Halme fliegen. Sie weiß es wohl, der Engelbert tut gar so wilde, weil er die letzten drei Samstage zschnachts umsonst an ihr Kammerfenster 'klopft hat. Recht gütli und fein hat er zuerst gereden. Aber eine söllene ischt sie nit, sie nit, daß sie auf an jede Leimruitt aufhuckt. Amal gwiß nit a no! Und sie hat ihme nit au'getun. Wegen deme hätt' er a nit a so verheit (beleidigt) zu sein gebraucht. 's gabat wohl no mehrers Samstage, nit? Aber ganz wilde verheit ischt er gewesen. Und gar die letscht Wochen ischt er umgang mit ihr, sovl unguüt. Ganz schifferig und türmisch hat er hinter geantwortet, bald sie eppes reden hat gemüäßt auf ihn.

Aber jetzt erst recht nicht! Antuit sie ihm was. Den Bock wird sie ihm nachtreiben! Allen zagen wird sie's, daß sie doch die flinkere ischt. Und's Gedele arbeitet wilde schnell, 's Heu floigt, daß es lei a so stoibt.

Der Engelbert hat es übersehen. Wie er wieder zu mähen beginnt, fix Toißl, da hat die Sengse ka Schneid. Er wetzt sie und streicht, probiert, wetzt wieder. Da ist ihm das Gedele nachkommen! Jetzt muß sie gar still stehen. Mit fliegendem Atem und blitzenden Augen lacht sie den Engelbert spöttisch an: „Bockfeilen ischt eppes arg Feins, sell glabat i wohl, gell? Wasche wohl, Bocktreiben ischt a nit minderer!“²⁾

²⁾ Zu diesem Brauch des Bocktreibens ist interessant zu vergleichen: A. J. Hammerle, Neue Erinnerungen aus den Bergen Tirols. Sagen und Märchen. Innsbruck 1854, Seite 16.

„Vor alten Zeiten ging ein Vintschgauer auf seine Wiesen mähen. Er hatte schon eine ganze Strecke niedergemäht und es erschien keine Roderin. Da nahm er nun einen Wetzstein aus dem Kumpfe, strich damit über den Rücken der Sense und der schrillernde Ton widerhallte in den benachbarten Gebirgen. Dieses Streichen heißt man Roderinnen-Locken und ist ein fast allgemeiner Brauch. Denn so oft ein Bursche, der ein Mädchen hat, diesen

Bergmahd.

Der Juli, die Zeit der Bergmahd ist da! Bald das eine Bauernhaus, bald das andere ist auf zwei, drei Wochen zugesperrt. Alle Fensterlen geschlossen, die Labentür, das Hoftor zu. Nie kräuselt bläulicher Rauch aus dem Schornstein. Ungastlich mutet es den Vorbeiwandernden an. Frühmorgens und gegen Abend kommt auf ein Halbstündlein eine Nachbarin, das Vieche zu füttern, die Kühe zu melken und die Hennen zu versorgen. Wenn nämlich der Besitz so groß ist, daß man nicht alles, was lebt, auf die Wiese mitnehmen kann. Diese Arbeit übernimmt eine Weibische, die nicht auf die Bergwiese muß.

Achtundzwanzig hat das alte Gaserer Nanele 'n letzschte Sommer füttern gemüßt: Die Kuih, zwei Gaße, drei Katzlan, acht Hennen, zwei Krummschnäbel beim Unterortner, zehn Hennen und die Katze beim Oberortner, und dazu die eigene Kuih.

Der Oberkofler, wenn der fortzieht, Wiese zu mähen, der nimmt alles Lebendige mit. Kühe, Galtvieche, Gaßvieche (Ziegen) und Schafe sind dann auf der Albe. Vor den Leiterwagen spannt er eines Frühmorgens die einzige Kuih, welche von der Albe zu Hause behalten wurde, damit Milch und Butter zum Kochen bei der Hand ist. Die Bäuerin ladet auf den Wagen, was sie die nächsten Wochen braucht: Bräuner (fertige Einbrenn) für die Suppe, türka und waza Mehl, ein paar Brotlaibe, härte Broatbrücke (harte Brotbrocken³⁾) und das Knödelmachade (würflig geschnittenes Selchfleisch, Speck, weißes Brot, Eier und Schnittlauch), die Suppen- und die Blattschüssel, die Schmalzbuchse, Zucker und Salz, ein Knödelkellele, Löffel und Muisbesen. Der Bauer überprüft noch einmal die kurzstieligen Sensen und Rechen, Kämpfe und Wetzstane, die Tragbänder und das Dangelzoig, bevor er sie auf den Wagen legt. Auch der Bittra kommt dazu, ein Holzfassele fürs Trinkwasser, das von einer Quelle auf die hochgelegene Bergwiese geholt werden muß; ein Geschäft für den neunjährigen Lois. Die Bäuerin bringt jetzt die Tuchenten und Polster. Sorgsam richtet sie ein weiches Bett auf den Wagen, Mitten hinein in die Federn setzt sie das klan Moidele, die Jüngste. Auch Vevele und der Hansele bekommen ihren Platz auf dem Wagen, weil sie den weiten Weg nicht „der-

schrillernden Ton hervorstreich, und es sein Mädchen hört, eilt sie gleich dahin, und streuet ihm die schwellenden Mahden auseinander. Kaum hatte also der Bauer eine Weile gestrichen, so kam oben aus dem Gehölz ein wunderschönes Mädchen, ein Salig-Fräulein, in die Wiese herunter. lächelte den Bauern mit seinen herrlichen blauen Augen an, stellte sich emsig an die Mahden und streute sie auseinander. Voll Freude mähte der Bauer fort, und jedesmal, wenn der Bauer in seine Wiese kam, und mit den schrillernden Ton die Roderin lockte, erschien das Mädchen, lächelte ihn an und half ihm getreulich. — — —“ Leider geht aus diesen Worten nicht hervor, ob dieses Sensenstreichen zum spöttischen Herbeirufen der weit hinten gebliebenen Recherin gedient hat.

³⁾ Vgl. M. Lang-Reitstätter, Villgrater Bergbauernkost. Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 1933.

gingeten“. Der Hansele hat dabei bereits ein kleines Amt: er muß die Vögelsteige mit dem Krumschnabel halten. Der Lois ist schon neun Jahre alt. Er sitzt nicht mehr bei den Kleinen, er läuft nebenher. Die klan Buibn haben den Huit auf wie der Bauer, die Gitschelen weiße Kopftüchelen wie die Bäuerin.

Hinten auf den Wagen stellt die Bäuerin querüber die Hennensteige mit den fünf Haushennen und dem Hahn. Ein Trickenhuder (Handtuch) mit Seife und Kamm und ein Flickzeug mit Hosenknöpfen legt sie zurecht. Dann hängt sie noch die russige Muispfanne und Milchpfanne, das Feuerrössel und den Pfannknecht hinten am Wagen an. Der Bauer sperrt derweil die Türen ab und schiebt den Riegel für.

So, jetzt sind sie gerichtet in Götts Nam! Einen Weihwassersegen sprengt die Mutter über die Kinder, der Bauer ergreift die Zügel der Kuh und dahin geht es. Gemächlichen Schrittes, in der Gangart der Kuh. Vor dem Wagen der Bauer, die Kuh zu weisen. Hinten nach die Bäuerin: die Kinder, die Hennen und den Hausrat zu hüten. Lois, der Bui, und Kranzele, der Hund, laufen lustig hin und wider, vor und zurück. Einen halben Tag dauert die Fahrt. Das Mittagmahl kocht die Bäuerin schon auf der „Koche“ (Kochplatz) in der Kaser.

Leer steht das Haus. Nur die Katze streicht durch die verlassenen Räume. Dann ins Futterhaus und hinaus ins Feld. Sie findet sich ihre Nahrung allein. Freilich, die Milch wird ihr abgehen. In manchen Häusern nimmt man deshalb auch die Katze mit auf die Albe. Sie wird in einen Sack gesteckt und von einem Mannischen auf den Rücken getragen. Die Bische (Blumen) in den Buschgschirr' stellt die Bäuerin vom Solder herein in die Stube auf den Tisch. Kommt eine Weibische einmal von der Albe, so ist eine der ersten Beschäftigungen, die gelben Blattlen abzupfen und die Bische sprutz'n (gießen).

Ist die Berghütte sehr weit von der eigenen Albhütte weg, heißt es einmal im Freien schlafen, bis in der „Schupfe“ das Bettheu gerichtet ist. In a fremmes (fremdes) Ort, in a fremme Heuschupfe darf man nit innalieg'n. Im duftenden Heu auf der Wiese liegt sichs recht gut ein Stündchen an einem heißen Sommertag. Aber in der Nacht weht in diesen Höhen oft ein empfindlich kalter Wind. „Vor Kälte hat's mi ganz agebeutelt“, sagt dann frühmorgens der Knecht. „Du schaugsche heut aus, als ob die Nacht nit geschlaft häscht“, bestätigt der Bauer, denn der sonst „Roatgsichterte“ ist heute ein „Blacher“ (bleich).

Kochen im Freien oder in einer Ecke der Schupfe ist auch kein Vergnügen. Unterklapfers Rosa hat es erst letzten Sommer erfahren: um elf hörte sie auf zu rechnen und ging zur Schupfe, das Mittagessen zu richten.

„I muß amal unhebn (anfangen) Herd zu mauern!“ Aus drei Steinen richtet sie die Koche. Daneben steckt sie den „Stecke“, daß die Pfanne stehen

bleibt⁴⁾). Plente will sie kochen. Das Schmalz ist in der Pfanne zergangen, sie tut den Teig hinein. Da fängt es auf einmal, wahrscheinlich zieht draußen ein unrechter Wind, so arg an zu rauchen, daß sie es einfach nimmer ausderhalten hat. Die Pfanne hat sie nehmen und bei der Schupfe herausrennen gemüßt, grad einmal das Wasser aus den Augen zu bringen. „Heut derkoch i's amal itte, heut, man' i, muiß i'n Schmarrn in der Sunn a'reaschtn (rösten). In der Schupfe kann i nicht machen“. Darauf hat sie sich richtig die Koche auf der Wiese zusammengestellt.

A Kandle Milch und a Plente dazu und härte Broatbrücke sind die Marende. Alle setzen sich auf den Wasen. Auf die Milchsüssel mittenin muß jedes achtgeben, daß sie nicht umgestoßen wird. Frisch kein handbreit ebenes Fleckele ist auf der sticklen Wiese zu finden. Ein Stein auf der abschüssigen Seite untergelegt, muß ein wenig helfen. Vorsichtig löffelt jeder die Milch aus. Vorher und nachher tun sie beten, in Bergbauernmanier. Wie die Rosa so recht gemütlich dasitzt auf dem Wiesenhang und Milch löffelt, packt sie auf einmal der Gronne bei beiden Füßen. „Hasche schon zahlt? Na fahrn ma!“ Und zieht sie übers „hale“ (glatte) Gras. Na, die hat anders geschrien und geschumpfen!

Die Kinder haben auf der Bergwiese ihr größtes Vergnügen daran, abwechselnd auf einem „Folgabrett zu reidn“, das heißt, sie setzen sich darauf und fahren über die „hale“ Wiese hinunter.

Die schwere Heuarbeit macht müd. So müde, daß manche Bäuerin nur etwas Kaltes, Milch und Brot, zum späten Zsnachtsessen richtet. „Lieber ungressender (ohne Essen) schlafen gehen als jetzt noch kochen“.

Danglzoig.

Der Schmied hat von Juni bis September einen großen Ginöat (Gnötigkeit, Eile), denn in der Schmiedenecke liegen eine Menge Danglstöckl und Wasnstöckl zum „Aufrichtn“ (Geradeschmieden). Das Wasnstöckl ist in den Wase (Rasen) achn (hinunter) zu schlagen. Das Danglzoig wird zusammengebunden mitgetragen auf die Wiese. Der Dangler richtet sich auf dem Felde zurecht. Zuerst wird der Danglstiefl⁵⁾ in den Boden gestiftlt und die Sengse darauf gerichtet. Dann spuckt der Dangler auf die Schneide. So sieht er sie besser auf dem Danglstock liegen. Tink, tink, tink, — — dengelt er darauf los. Mehrere „Stiftla“ zum Dangeln lehnen daheim an der Hauswand, schon hergerichtet.

Zum Dangeln daheim nimmt der Bergbauer gewöhnlich ein „Danglstöckl“, das am „Danglbrett“ befestigt ist. Nur wenige, in Schlittenhaus z. B. schlagen das Dangeleisen gleich vor dem Haus

⁴⁾ Wer keinen geschnitzten „Stecke“ hat, um ihn neben der Koche als Pfannstock in die Erde zu stecken, nimmt einfach einen passenden Zwiesel (Astgabel).

⁵⁾ Danglstiefl = gezwieselter Ast, auf den man den Sensenstiel beim Dangeln auflegt.

in die Erde. Auf dem Danglbrett dangeln sie die Sengsen und Sichel. Alles andere Eisenzeug schleifen sie auf dem „Schliffistan“ Der „Wetzestan“ oder „Schliffistan“ wird gekauft, weil der Stein in dieser Gegend nicht vorkommt. Einen Lärchenstock nimmt der Bergbauer als Dengelstock. Das Lärchenholz „ziacht am meisten, es ischt a gleims Holz“ (ist dicht, hält fest).

Die Mahderin steckt den Kumpf einfach hinters Schurzband. Manderleut hängen ihn an den Hosenriemen oder an einen eigenen „Mahderreahm“. Den Kumpf streicht manchmal der Tischler an, oft auch der Bauer selber. So, wie es ihm gefällt, rot und blau und grün. Und eine weiße Zeichnung drauf und die Anfangsbuchstaben vom Namen des Besitzers.

Bische und Bischelen.

In Innervillgraten sind die Berge auch im Sommer zum Teil beschneit. Die Lawinen liegen auf dem Weg nach Kalkstein und Lahnberg noch im August, so langsam schmilzt der Schnee. Wer nun meint, in dieser rauhen Gegend gebe es keine Blumen, der kennt das Land der Bergbauern nicht. Langes, Sommer und Herbescht, jeder schenkt seine Blüten, große und kleine, Bische und Bischelen, wie die Bergbauern sagen.

Auf den Wiesen blühen i m L a n g e s : Menglstanlan (Frühlingsafran), Märschzbleaml (Huflattich), Waldnagl (Leberblümchen), Maiglöcklen und Maiblüm (Löwenzahn). I m S o m m e r : Der Pfatscher (aufgeblasenes Leimkraut), die Pechblüm (Pechnelke), das Stannagele (Steinmelke), die Gänseblüm, die Glitznpfannlan (glänzende Pfanne, scharfer Hahnenfuß), die Klebern (Wicke), Muttergottes Schüechelen oder gele Krapfelen (Hornklee), Wegeblattlan (Breitwegerich), Luntére (Laterne, Glockenblume), die heilsame Gacherl (Schafgarbe). — „Schwiegermüatterl“ nennen die Bergbauern das Stiefmütterchen, wegen des fünften Blättchens; das Schwiegermütterl steht einschichtig bei den Eheleuten. Auf möserigem Grund wachsen die Schmalzbullelan⁶⁾ (Trollblumen) und die großen Vergißmeinnichtlen. Die Mahdeblüm (Arnika), Kamille, Waldmeister und Holderblüh (Hollunder), Unseres Herrn Wundkraut (Johanniskraut) und das Krampfkraut (Gänserich) sammelt das Kräuterweibele. Der Alpen-Sauerampfer (*Rumex alpinus*) führt den wenig anmutigen Namen Sauwase, es sind auch nur so „Stankaplotschn“ (große Blätter). Er kommt besonders auf gedüngtem Boden bei Häusern und Kasern vor. Zwischen seinen großen Blättern verpackt die Bäuerin Eier in einem „Zeckerle“ (Handkörbchen). Mit ihnen oder mit Huflattichblättern schlägt sie das frische Butterknölle ein, das sie zum „Nachschaun giahn“ (Kranken besuchen) mitnimmt. Manche Bergbäuerin hat a ganze Passion, daß sie unter dem Droiklee (Wiesenklee) einen Vierklee findet.

⁶⁾ Schmalzbullelen, sovief wie Butterknollen.

Himmelbrand (Königskerze), Bluitströpfeln (Kohlröschen), auch Kälbelan genannt, der Roßspeik (Zwergprimel, *primula minima*) und der echte Speik, das sind die Hoachbliamlan, die den Wase (Rasen) der Bergwiesen so würzig machen. Die Bergbauern schätzen eine Bergwiese um so höher, je mehr Fraumanteln und Mattau (*Meum mutellina*) dort wachsen. An der Baumgrenze, auf steilen Abhängen der Alben, wachsen die Lutterstaudn (Alpen- oder Grünerle, *Alnus viridis*). Im Winkeltal blühen die Zeten, die Alpenrosen, schon neben den Bauernhäusern (1400—1500 m).

Auf das Edelweiß gehen die Bergbauern selber am meisten los. Ganze Schüsseln voll kann man auf dem Solder stehen sehen. Andere hängen einen großen Strauß in der Stube auf: die Stengel zusammengebunden, jede einzelne Blüte in ein viereckig zusammengeschlagenes Zeitungspapier eingeschlagen! Seltsam genug sieht ein solcher Strauß aus. Manche Gitsche hat sich Samstag abends eine Handvoll Edelweiß mit „eigener Lebensgefahr von eines Burschen Huit gepflückt“, wie das Trojer Gedele einmal die Herkunft ihres schönen Edelweißstraußes erklärte. Der Lusser Chrysanth tut noch mit seinen 83 Jahren auf den „wilden Knottn“ Edelweiß klaubn. Und Alpenbirmat (Alpenwermut). Der ist freilich soviel hart zan kriagn, aber dafür gesund für die Gripp (Körper).

Der Wald hat mancherlei Pflanzen, nützliche und schädliche. Mias (Moos), Schwarzbeerbrum⁷⁾ und Grantnbrum nehmen die Bergbauern als Strewe (Streu). Alles im Wald zusammengeholt. Leicht springt eins auf einen stoibenden (staubenden) Schwamm (Teufelspilz). Lawaspletschn (Bärenklau), Beißwurmgras (Bärlapp wird im Winter mit Sagemehl zwischen die „Sommer“- und „Winterfenschter“ als Zier und zur Wärme gegeben), Hundspfitsche (blauer Eisenhut), Wolfeswurze (blaßgelber Eisenhut), Waldpfitsche (Walderbse mit rosa Blüten) wachsen auf dem Waldboden oder an Lichtungen. Gaßstraubn (isländisches Moos), Wanzngras (Wurmfarn) sind Hausmittel bei Erkrankungen. Die Gilgen (Türkenbund) sind das Lieblingsfutter der Ziegen. Schöne Orchisarten, rotblühende Knabenkräuter, heißen wegen ihres starken Duftes „Stinkandelan“. Die Waldnuss'n⁸⁾ schlitzen die Kinder etwas auf und gebrauchen sie zum „Fischpln“ (mit dem Mund zischen) und zum Pfeifen.

Die Kinder haben überhaupt ihr eigenes Zusammenleben mit den Pflanzen. Die Guggahandschen (Frühlingsenzian) stecken sie sich auf die Finger „tun einiblasn und zammeschlag'n, daß es tuscht und knackâ macht“. Von unten her gesehen sind die kleinen Blüten Krähenfüßen ähnlich und heißen deshalb auch Krahschinklen. Mit den Blüten vom Pfatscher (aufgeblasenes Leimkraut) schlagen sich die Kinder auf den Handrücken, daß es pfatscht (knallt). „Himmel-Höll-Fegfuier“ nennen sie die Margaritelen (auch Antlaßgitschê, Wucherblume). Sie zupfen ihr die weißen Blütenblätter aus und orakeln dabei über ihren Aufenthalt im ewigen Leben. Sie spielen mit den Katznschwafflan (Ackerschachtelhalm).

⁷⁾ Brum = Staude, Schwarzbeere = Heidelbeere, Grantn = Preiselbeere.

⁸⁾ Waldnuss'n sind die bereits trockenen, hypogäen Hartboviste (*Scleroderma vulgare*), deren dunkle, pulverige Sporen auch als blutstillendes Mittel verwendet werden.

„n „Wissikase“ (Inneres, fleischiger Fruchtboden der stengellosen Wetterdistel, *Carlina acaulis*) essen die Kinder gern. Aber beim bleckfuaß (barfuß) Gehen sind sie nicht angenehm, dieselbigen Stúpfazlen (Disteln, stupfen = stechen). Die Kinder holen sich Rauchba (wilde Stachelbeeren), Sauba (Johannisbeeren), Boaßlba oder Brumlba (Berberitzen) und Eltzn (Traubenkirschen) von den wenigen Plätzen, wo sie wild vorkommen. Im Vorübergehen reißen sie einen Zweig von einer Himbeerstaude mit den Früchten ab und essen im Weitergehen davon herunter. Der Sauerklee heißt „Sauergras“ oder „Sauerstanka“. Die Kinder nennen ihn „Vöglpappele“, aber sie essen ihn selber auch gern.

Die vielen Schmelchen (Gräser) unterscheidet der Bergbauer nicht. Aber man verwendet sie; aus langen „Schmelchen“ ist z. B. der „Herdwisch“ zum Säubern des offenen Herdes von der Herdasche hergestellt. Nur das Eggimagras (Borstgras, *Nardus stricta*) nennt er besonders, das sich schwer mähen läßt. Und die Zitterschmelchn (Zittergras); Stangras, Zwenglgras, Quendel heißt der Thymian.

Von Ackerunkräutern sind bekannt: Der Klapf (Klappertopf, *Rhinanthus major*), die Radn (Kornrade), die Hiahndadarme (Hühnerdarm) und der Erdrauch, den sie irrtümlich „Tausendguldenkraut“ nennen. Wo viel Alderla (Augentrost) wächst, ist die Wiese „grad für nicht“. Von diesem Futter geben die Kühe keine Milch, weil sie es nicht mögen. Er heißt auch „Wiesengrind“, mit Recht, denn weite Flächen hochgelegener Wiesen sind leider mit ihm übersät.

Eine schöne Blume ist die Dreihell (Bergkuhschelle, *Anemone montana*). Sie wächst nur oben „in die Rane“, wo man nicht baut. Die verblühte Dreihell heißt in Unterfelden „alte Gitsche“, weil sie so derzaust ist. Das Taschlgras (Hirtentäschelgras) nennen sie in Unterwalden „alte Gitsche“, weil sie so „schluttert“ (klappert). Der Toan (Andorn) stupft (sticht), wenn er verblüht ist. Er heißt deswegen „alter Bui“. Na, das ist alm ein Geschimpe und lustig Reden, wenn beim Jäten im Acker recht viel „alte Buibn“ und „alte Gitschn“ sind!

Die Bergbauern verwechseln oft die Blumennamen: sie sagen z. B. Löwenmaul zum gelben Eisenhut, Zwenglgras zum kriechenden Günsel (statt zum Thymian), Katzenschwaf (Zinnkraut) zur Tamariske, die auf den schmalen Aulandstreifen am Bach in Innervillgraten wächst. (Auch „Tamarist'n“ kann man hören). Die Klette wird bisweilen Discht'l genannt, und das Weidenröschen heißt „Frauengras“, aber auch „roter Himmelbrand“.

Bische im Buschgeschirr.

Auf dem Solder, auf dem Firstsolder, auf dem Stubenfenster, auf dem Buschnstanda, in der Stube zieht die Villgraterin ihre „Bische“ im „Buschgeschirr“. Ihr Ehrgeiz ist, jederzeit blühende Pflanzen zu haben. Ein Gewächs, das bloß grün ist, steht in keinem Ansehen. „Des ischt ka Busch, lei a grianer Stanka“.

In solchen Buschgeschirr pflanzen die Weiberleut Rosmarin und G'ranien, (Pelargonien), Zirálelen (Cinerarien), Fuchselen und

Röselen, Ewigkeitsblüamelen (Strohblume, Helichrysum) und Betun (Begonie, nicht Petunie!), Spikat (Santolina). Eine Weibische, der die Krapfelen — sie heißen auch Weana (Wiener) Taschelen — recht viele Blüten trägt, ist sehr stolz darauf und stellt diese Bische zu einem recht gut sichtbaren Fenster der Straßenseite. Man zieht rot- und gelbblühende Krapfelen, d. h. Pantoffelblumen (Calceolaria). Beliebt ist auch die „Fleißige Liesl“ (Schöne Wienerin, Impatiens Sultani). Ein Warznkraut oder Warzngras (Hauswurz) in einem Buschgeschirr ist auch hie und da zu sehen.

Auf dem Solder steht der Nagelstock in der hölzernen, länglichen Buschkrutte. Ganz besonders eigenartig sind schwefelgelbe Nagelen (Innervillgraten). In jedem Haus, wo ordentliche Weiberleut wohnen, ist ein Stock „Brennende Liab“, hellrote Nagelen. Eines davon trägt ein richtiger Bui am Sonntag auf dem Huit. Auch die gelbblühende Strohblum wird von den Manderleuten Sonntags gern auf den Huit gesteckt.

„'n Pelzer muß man stehln, sinscht wachst er nit“, behaupten die Weiberleut. Es hat's aber doch jede lieber, wenn man sie um einen Pelzer anredet und ihn nicht heimlich ganz wilde abreißt.

Von Zeit zu Zeit tragen die klan Buibn und die Gitschelen die Buschgeschirr zum Bach und waschen die Bische ordentlich ab.

Der Kräutergarten.

Wenn der kleine Hausgarten nicht sehr geschützt angelegt ist, leidet er durch das wilde abrinrende Regenwasser sehr oft Schaden. „Dreimal hat man huiet ungesat (angesät) und allemal hat es verschwänzt (verschlammt, verschwemmt)“, sagt die Bäuerin von Innerhochlahn bekümmert von ihrem Kawesgarten. Breite Steinmäuern baut man auf, daß an dem steilen Abhang ein ebener Platz wird. Ein Zaun schützt den kleinen Garten gegen das Vieh.

Im Kräutergarten baut die Bäuerin viel Schnittlauch und Salat, ganz wenig Zwiefla und Knofla und ein größeres Beet mit Kawes (Weißkraut). Da muß sie fleißig die Kaweswürme (Raupen der Kohlweißlinge) klaubn. Wer es nicht achtet, dem fressen sie den Kawes bis auf die Ruschn (Rispen). Run (rote Rüben), mit Essig angemacht, ist eine Zuspese zu den Knödlan, ebenso der Gartenkress' in Essig und Schmalz (zerlassene Butter).

In kleinen Beeten wachsen Gilgen (Feuerlilien), Rafflgras (Rainfarn), Munatlen (gefüllte Gänseblümchen), Nachtveil (Reseda, nicht Nachtviole!),

Ringfresl (Ringelblume), Chriseréren (Chrysanthemen), Flox, Phacelia und Jakobsleiter. Am Holzzaun ragen mitunter ein paar Sunnablum hoch auf.

Als Gewürze pflanzt die Bäuerin Masarun (Majoran) und Zigeunerkraut (Kleeart mit blaßvioletter Blüte, Melilotus coerulea, nicht Hyoscyamus niger), das dem Brote einen guiten Gschmachn gibt⁹⁾. Der Kieme (Kümmel) wächst wild auf den Wiesen und wird gesammelt.

„Heu zoichn.“

Heu, Holz und Strewe zoichn (Streu ziehen), ist eine Winterarbeit für die Mannischen. Das richtige Wetter ist, wenn es im Dezember schon Schnee hat, daß die Leute vor Weihnachten etwas Holz und Heu und Streu zum Hause schaffen können.

Die Heuzieher sind zurück von der Bergwiese. Sie juksen laut, wenn sie an einem Hause vorüberkommen, so daß überall die Leute neugierig heraus schauen. Nahe beim Dorf, wo der Weg schon für ein Roß fahrbar wird, werden die Heulasten „anghäng“ (angehängt). Jede kommt auf einen zweiteiligen Fuhrwerkschlitten und die Röbelan zoichn, jedes einen Schlitten. Hintereinander gehen drei, vier, fünf und noch mehr solche Schlittengespanne. Die Röblan halten sich immer ganz nahe hinter dem vorderen Gefährt. Warum? Jetzt bleiben die Vorderen plötzlich stehen, weil ein Hindernis ist. Gleich sind die hinteren Röblein an den vorderen „Heubürdlan“ und fressen vergnügt herunter. Ein wenig die Röblan rasten lassen, dann geht die Fahrt wieder weiter.

Obacht, jetzt kommt eine Reit! Hinten hängt vom „Wiesebam“ ein Seil. Gewöhnlich sind zwei Männer für ein Schlittengespann, einer mit dem Schlitten, der andere mit der Heulast. Der eine der beiden „speibt“ in die Hände, reibt sie ein wenig, dann faßt er den Strick und zieht aus Leibeskräften den Schlitten ins Gleichgewicht. So, glücklich vorbei! Bei jeder „Abkehrung“ (Wasserrinne) schwankt der Schlitten. Der erste Schlitten hat umgeworfen! Mitsamt der Heulast liegt er auf der Seite. „Kreuztoifl no amal eini, des Ding wehrt si! Es ischt decht zu schwar!“ Zwei Männer lehnen sich an, ho-ruck, ho-ruck, langsam schwankt der Schlitten wieder in die richtige Lage.

Gehst du hinter dem letzten Schlitten einher, dann siehst du, wie die schwere Last hin- und herschwankt. Nun muß sie sich umlegen, denn tief ausgefahren ist die rechte „Lase“ (das Geleise). Doch nein, gleich darauf ist die linke tiefer und schwerfällig schwankt die Last auf die andere Seite. Jetzt kommt ebener, gerader

⁹⁾ Vgl. M. Lang-Reitstätter, Villgrater Bergbauernkost. Wiener Zeitschrift für Volkskunde 1933, Heft 3—4.

Weg. Leise und unhörbar gleitet in den Lasn der große Heuballen vor dir dahin, höher als du selbst.

Beim „Heuzoichn“ sind die Mannischen lustig. „Holzzoichn“, „Strewezoichn“ sind ernste Arbeiten des Alltags. Ganz anders das Heuzoichn! Eine Anzahl junger und machmal auch älterer Bauern tun sich zusammen und gehen füreinander Heuziehen. Sie übernehmen das ganze Heu eines Bauern für eine einmalige Bezahlung. Wie lange sie brauchen, wie oft sie fahren, bis das ganze Heu bei dem Bauern ist, dem es gehört, das ist ihre Sache. Meist verbrauchen sie dabei das Geld für Essen und Trinken. Dann haben sie nur um ein gutes Leben und ein besseres Essen gearbeitet. Wenn sie weit hinein und hinauf müssen in eines der Bergtäler, kochen sie drinnen Knödel, die Mannischen allein! Das ist ihnen lustig. Gibt es recht schlechtes Wetter, viel Schnee auf den Wegen oder Schneefall unterwegs, so bleiben sie manchmal auch 24 Stunden aus. Das Gewöhnliche aber ist: sie gehen um Mitternacht, an den weitesten Oertern um 10 Uhr aufn Abend fort. Zuerst weit hinein ins Winkelthal oder von Innervillgraten ins Arntal oder ins Ainettal. Dann dort eine steile Berglehne aufwärts bis zur Bergwiese, wo das Heu in einer „Heuschupfe“ liegt. Dann wird „auglegt“ (aufgelegt). Das Heu kommt auf „Ferkeln“. Ueber die steilen Hänge von oben weg fährt jeder Heuzieher mit einer „Ferkel“. Die Ferkel hat zu unterst ein Gerüst mit drei Stabeln. Darauf kommt eine große, breite Rinde, damit von dem Aufgeladenen nichts durchfällt. Außerdem hat die Ferkel ein Bindseil und einen Zigl (Zugseil). Das Heu ladet man in „Bürdlan“ auf. Das Bürdl hat oben einen sattelartigen Sitz, weil es nach hinten zu höher beladen wird. Ein Fuider oder Füaderl dagegen ist eben aufgelegt (Aeschte, Strewe). Neben der Schupfe lehnt der „Stander“ zum Bürdlenmachen im Winter. Der Ständer wird hinten an den Schlitten gestellt. Einer steht darauf, ein anderer vorne auf dem Heu. So richten sie das Bürdl auf. Vorne machen sie es „ringer“ (leichter). Das geht besser beim Fahren. Bald es vorne gleich ist, geht das Ganze beim „A'wärtsigfahren drüber au“.

Sind die Bürdlan bereit, werden Knödlan gekocht und es gibt eine Nachtmahlzeit. Dann beginnt das Abfahren. Zuerst saust die Ferkel den gefährlich steilen Berghang in kühnen Windungen hinab, gelenkt vom Fahrer, der vorne darauf sitzt. Enge und jäh sind die „Reit'n“, die Biegungen. Das braucht Umsicht und Kraft, sonst ist es gefahlt. Weiter herunten gegen das Tal, wo die Abhänge und

Wege weniger steil sind, legt man zwei „Ferkelbretter“ oder „Folgabretter“ unter die Ferkel. Sie sehen aus wie breite, dicke Skibretter. Vorne am Strick hält der Lenker, der auf der Ferkel sitzen bleibt, sie fest und gleitet so leicht und rasch weiter bis ganz unten auf den Talweg.

Der schmale Talweg ist zwar stellenweise auch noch steil, an anderen Stellen aber so eben, daß der Fahrer absitzen und die Ferkel ziehen muß. Er hängt sich den Zigl (das Zugseil) über die Schulter und spannt sich vor.

Wo es nicht mehr so „stickl“ ist und der Schnee höher liegen bleibt, wird das Heubürdl „au'geschlitten“. Denn auf ebenem Weg kann man nur mit Schlitten fahren. Beim Heu- oder Streu- oder Holzziehen den Berg herunter wird an der Stelle, wo es eben wird, eine Stufe aus Schnee quer auf den Weg gebaut. Da fährt man von unten mit dem Schlitten bis hin und kann mit der Ferkel von oben her gerade vom Ferkelbrett auf den Schlitten fahren. Für ein Bürdl nimmt man den kleineren Heuschlitten. Die „Heuschlacke“ ist ein langer Schlitten für drei Bürdlan. Sie ist schief gebaut, nach rückwärts zu niedriger.

Den anderen Tag zu Mittag sind die Heuzieher wieder heraußen im Ort mit den Heubürdlan. Grad lustig ist den Mannischen das Heuzoichn. Und lustig sein heißt Schnapstrinken, leider für viele Bergbauern noch immer. Hinein auf die Bergwiese nehmen sie sich Schnaps mit. „Der wärmt“, wenn der Morgen kalt angeht. Dann fahren sie heraus, die Bürdlan schwer aufgeladen, 250—300 Kilo eines. Besonders schwer ist das Fahren, wenn das Wetter „schleben“ ist, der Schnee weich wird. Sind sie heraußen im Ort, dann haben sie Hunger und Durst. Bevor mit den Rößlan weitergefahren wird, lassen sie die Bürdlan erst einmal nebeneinander stehen und gehen zum Wirt, „Würschtlupp'n“ essen. Das ist eine kleine Schüssel voll eingekochter Fleischsuppe und „Würschtlan“ darin. Dazu wird Schnaps getrunken.

Da haben sich den letzten Stefanstag (26. Dezember) acht Bergbauern „eppes geleischn! Sie gangen nit zu'n Madlan, sie giahn arbeitn!“ Das gerade am Stefanstag zu zeigen, war ihr Stolz. Und fest arbeiten auch noch. Nicht 'n nächste Tag um Mittag, nein, um 7 Uhr früh werden sie wieder heraußen sein! Zwei Bauern wetteten mit ihnen, daß sie das nicht dermachen. Der eine um einen Doppelliter Wein, der andere um einen Liter Schnaps. Mit Juksen zogen die acht um 10 Uhr zsnachts ihre Ferkeln einwärts ins Winkeltal.

Und um 7 Uhr früh waren sie heraußen. Sogar schon ein paar Minuten früher. Das war ein Juksen! Der ganze Ort hat geschaut. Wegen $\frac{1}{4}$ Wein und

$\frac{1}{8}$ Schnaps, soviel ist auf jeden gekommen, haben sie diese harte Arbeit nicht getan. Es war ihnen grad lustig. „Nicht zu'n Dirndlan sind wir gangen. Wir haben Fackeln genumm und Packtlan fund! Schöne Packtlan haben wir fund!“ riefen sie. Es waren Packtlan von 200 kg. Nun saßen sie einmal eine Zeitlang beim Wirt, Würstlsuppe essen, ihren gewonnenen Wein und Schnaps trinken und dann zahlten sie sich noch selber einen Schnaps.

Als sie dann ihre Ferkeln „abhäng“ hatten, waren die meisten nicht mehr ihrer Füße sicher. Es ist gut, daß die Straße ausgefahrene „Las'n“ hat und die paar Rößlan der Bergbauern den Weg selber wissen. Uebermütig sind sie auch nicht, denn der Hafer ist selten. Dafür waren jetzt die Heuzieher übermütig. Der eine hatte einen kleinen „Bojazl“ aus Wollhudern umgehängt, der andere weiße Federn auf dem Hut. Schnapsflaschen in der Hand, so laufen ein paar, ziemlich unsicher zwar, von einem Schlitten zum anderen und lassen trinken. Und ein Juksen ist das! Da steht neben der Straße ein Handschlitten, ein Korb mit Heu darauf. Der, dem er gehört, hat im nächsten Bauernhof zu tun. Hopp — schon hat einer der Angetrunkenen den Schlitten umgedreht. Einen recht tücken ist soviel lustig!

Den Berg hinauf wissen sie gar nicht mehr, was tun vor narrisch. Zuerst muß das Rößlein drei Bürdlan auf einmal ziehen, dahinter ziehen die Männer selber eines. Mitten am Berg „machen sie Häute“ (sie werfen um). Hinter denen kommen drei gegangen, die Arme zusammengehängt, und singen: „Und so zwa wie mir zwa, die gib'ts halt nit bald!“ Unten beim Bach steht ein Bürdl allein. Ein Heuzoicher liegt drauf und schläft.

Wenn es auch nicht jedesmal so hoch hergeht, „eppes Lustigs“ ist das Heuziehen immer. Während du hinter dem leise dahingleitenden Heuschlitten nachgehst, siehst du rechts oder links vom Weg eine „Lock Heu“¹⁰⁾ nach der andern liegen. Jeder vorspringende Fels, jeder Zaun, jedes Geländer am Wege, jeder höhere Schneehaufen verlangt sein kleines Heuopfer. Ueberall ein Bischele.

Ein Muslschlitten kommt entgegen. Er muß seitwärts „ausstellen“ (ausweichen). An der Ausweiche steht er und läßt die Heuschlitten vorüber. Lustig schaut das Pferd: von jedem vorüberfahrenden Bürdl zupft es ein Bischele Heu herunter. Was zu Boden fällt, um das bückt es sich nicht. Es raubt gleich wieder dem nächsten Bürdl „a Fotze voll“. Erst nachdem alle vorüber sind, bückt es sich um das andere Heu. Ein größerer Haufen ist zu Boden gefallen. „Auch gut“, meint der Kutscher „haben wir Heu, gleich einmal zu füttern“.

Jetzt sind die Schlitten dort, wo ein steiler Bergweg abzweigt zu dem Bauernhaus, dem das Heu gehört. Es wird „abhängt“ (abgehängt). Der zweiteilige Schlitten wird auseinander genommen. Das Pferd fährt mit dem Vorderteil weiter. Die Ferkel mit dem Heu wird vom Schlitten auf den Weg heruntergelassen. Dann wird der zweite Schlittenteil auf den ersten gelegt und der Fuhrwerker kann heimzu fahren. Oft ist es so eingeteilt, daß er gleich in der Nähe Musl (Holzstämmen) aufladet und sie für den Holzhändler hinaus nach Sillian zur Bahn führt. Am nächsten Tag fährt er taleinwärts, hängt wieder zuerst Heubündlan an und fährt dann mit Musln zur Bahn usw.

¹⁰⁾ Eine Lock = eine Handvoll (genug, um ein Tier damit zu locken).

Die Heubürdln müssen jetzt einen Abhang hinauf zum Bauernhaus. Wer es hat, spannt ein Pferd vor und zieht immer zwei Ferkeln miteinander. Bei vielen Bauern tut man auch mit der „Kuih“ Heuzoichn, wenn man es nicht anders hat. Viele aber spannen sich selbst vor und schleppen die schweren Ladungen den Berg hinauf.

Dann ist endlich das Bergheu daheim und das lustige Heuzoichn wieder für ein Jahr getan.

Daß die Lahne Heuzieher verschüttet, kommt fast nie vor. Wenn es durch starken Schneefall oder Tauwetter lawinengefährlich ist, zieht man nicht. Man läßt zuerst die Lahne gehen.

Der alte Thädld derpackt es nimmer, das Heuzoichn, das Strewezoichn und das Holzzoichn. Zelm ischt ihme gwiß lad (leid)! Aber er hat so viel Atemn't (Atemnot) und soviel a Kreischtn (Keuchen) beim Schwerarbeiten. Die Füäß tuen a nimmer. Und soviel kalt hat er immer. „O mein, bei an altn Menschen ischt wohl das Blut überhaupt kälter. So wie bei an Fisch!“ sucht er sich das zu erklären.

(Schluß folgt.)

Literatur der Volkskunde.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hans Bächtold-Stäubli. Band VI. Lieferung 1—12. Berlin und Leipzig 1927—1935. Walter de Gruyter & Co.

Auf die hohe Bedeutung dieses monumentalen, jedem volkskundlichen Arbeiter schon ganz unentbehrlich gewordenen Werkes hat Referent bereits in dieser Zeitschrift XXXIX, Seite 72 f. mit Nachdruck hingewiesen. Im Jahre 1934 lagen bereits 5 Bände des Werkes (Stichwörter A—M) abgeschlossen vor. Mit der 12. (Schluß-)Lieferung ist nunmehr in diesem Jahre auch der 6. Band abgeschlossen worden. Es erübrigt sich, auf einzelne Artikel in diesen 12 Lieferungen besonders hinzuweisen, die nach wie vor mit vollkommener Beherrschung des volkskundlichen Stoffes und der einschlägigen Literatur von den zuständigen Bearbeitern ausgearbeitet erscheinen. Ergänzungen oder etwa Berichtigungen im Einzelnen beizubringen, ist bei der Fülle des dargebotenen Stoffes vollkommen ausgeschlossen. Wir wünschen dem Werk ein rüstiges Fortschreiten wie bisher und sprechen im Namen aller Volkskundler dem Verlag, wie den verdienstvollen Herausgebern den wärmsten Dank für die unschätzbare Gabe aus, die sie unserer Wissenschaft mit diesem Werke darbringen. Prof. Michael Haberlandt.

Handwörterbuch des deutschen Märchens. Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von Johannes Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Lutz Mackensen. Band I. Berlin und Leipzig 1933. Band II, 1.—3. Lieferung 1934—1935.

Schon im Jahre 1932 wurde in dieser Zeitschrift XXXVII, Seite 14 f. in entsprechender Würdigung auf dieses bedeutungsvolle Lieferungswerk hingewiesen. Die Anlage dieses Handwörterbuches, das der europäischen

Märchenforschung die gesichertsten Grundlagen bietet, ist die gleiche wie diejenige des großen Handwörterbuches des deutschen Aberglaubens. Wie schon in oben angeführter Besprechung hervorgehoben, sind die Märcheninhalte und Märchenmotive gleichermaßen wie die Märchenform (Beginn, Schluß, Formelhaftes usw.) in vorzüglichen Einzelartikeln dargestellt, gleichermaßen finden die Methodologie der Märchenforschung, die Altersbestimmung der Märchen, die Anordnungsprinzipien ihre Bearbeitung von den sachkundigsten Fachmännern. Das vergleichende Moment tritt, ähnlich wie beim Aberglauben — ohne ausdrücklich in der grundsätzlichen Anlage des Werkes betont, nach wie vor ganz von selbst stark hervor. Von Skandinavien bis Indien, aus Afrika und der Südsee ist der Vergleichsstoff herangezogen, und so ist dem modernen weiten Gesichtskreis des Märchenforschers vollauf Rechnung getragen. Herausgeber wie Verlag dürfen sich des bisher Gebrachten der vollsten Anerkennung aller volkskundlichen Kreise freuen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Steirisches Trachtenbuch. Von Konrad Mautner und Viktor Geramb. Sechste Lieferung. (Schluß des 1. Bandes.) Die Perücken- und Zopfzeit, mit 42, darunter 7 farbigen Bildern. Von Univ.-Prof. Dr. Viktor Geramb. 1935. Verlag Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

In der Besprechung der 5. Lieferung dieses überaus verdienstvollen Heimatwerkes (diese Zeitschrift, Band 40, Seite 19) konnte auf die in Kürze bevorstehende Vollendung des 1. Bandes hingewiesen werden. Nun erscheint mit der vorliegenden 6. Lieferung tatsächlich dieser 1. Band abgeschlossen. Mit gleicher Sorgfalt und historischen Vertiefung wie die früheren Trachtenepochen ist auch die Perücken- und Zopfzeit trachtengeschichtlich behandelt, und die einzelnen Kleidungsstücke der volkstümlichen Gewandung, sowie das trachtliche Beiwerk (Kleiderschmuck, Taschentücher, Handschuhe, Schmuckstücke, Waffen, Messer, Jagd- und Rauchzeug) finden genaueste Darstellung und Behandlung. Der Bilderschmuck ist wie in den früheren Lieferungen in reichster Auswahl beigegeben. Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften in Berlin hat durch die Oesterreichisch-Deutsche Wissenschaftshilfe, ebenso die steiermärkische Landesregierung, dem Werke bedeutsame finanzielle Beihilfe gewährt. Wir beglückwünschen Verfasser und Verlag zum Abschluß des 1. Bandes und wünschen für den 2. Band den besten, vollauf verdienten Erfolg.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

W. Kuhn: Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren. (Ostdeutsche Forschungen. Herausgegeben von V. Kauder. Band 2. Plauen 1934), 403 Seiten.

Mit umfassender und gründlicher Einführung behandelt Kuhn die Sprachinselforschung von allen Gesichtspunkten her, die Geistes- und Kulturwissenschaften hierfür beizusteuern haben. Recht klar erhellt daraus die Sinngebung der Begriffe Kultur- und Volksboden. Mit Recht betont Kuhn, daß ersterer nur aus einer ganzen Fülle von Grenzbeziehungen in der Verbreitung unterschiedlicher Kulturgüter ermittelt werden kann. Die Volkskunde bezieht Kuhn wohl allzusehr auf die Probleme des assoziativen Denkens, wogegen

gerade in der Sprachinselentwicklung dem volkhafte Erfahrungsschatz der Siedler eine sehr ins Gewicht fallende Rolle zukommt. Es folgt dem eine wertvolle Zusammenstellung alles die Sprachinseln behandelnden Schrifttums, weiters ihrer eigenständigen geistigen Leistungen. Alle für die Bestandaufnahme in Betracht kommenden Fragestellungen werden in schlagwortartig knapper Uebersicht geboten. In der Behandlung des überlieferten Volksgutes zeigt Kuhn am klarsten, daß er aus reiflicher Erfahrung in der Sprachinselaufnahme spricht. Die Kritik an den Versuchen, die Herkunft der Siedler zu erörtern, hätte besser nach der positiven Seite hin gewendet werden können; sie muß in der Forderung gipfeln, gerade für das Grenz- und Auslanddeutschum die verheißungsvollen Anfänge des „Atlas der deutschen Volkskunde“ anzureichern und zu vertiefen.

A. Haberlandt.

Dr. G. Paul: Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes. München J. F. Lehmann, 1935. 478 Seiten mit 82. Abbildungen und Karten.

Das Buch bringt eine vortrefflich klare Uebersicht in die weltgeschichtlichen Bewegungen der Germanen in Auseinandersetzung mit den Kelten, wie auch der deutschen Stämme und der Slawen im Mittelalter auf dem Kulturboden und im Umkreis des deutschen Volksbodens. Eine Schilderung des Landschaftsraumes bietet den Rahmen für eine großzügige Ueberschau germanischen Werdens an Hand der vorgeschichtlichen Siedlungsforschung. Von der Bronzezeit her rundet der Verfasser dann das Bild der Ausbreitung der Germanen, das in ihrem Kampf um Siedlungsboden mit den Schöpfern der römischen Herrschaft gipfelt. Weniger durchgearbeitet erscheint die Uebersicht über die Bildung und Wanderung der Alemannen, Franken und Bayern, zumal für den von ihnen dem Deutschtum gewonnenen Alpenraum; Thüringer, Friesen und Niedersachsen lagen dem Verfasser sichtlich näher. Am erfreulichsten die eingehende Darstellung der Entwicklung der slawischen Siedlung und der deutschen Neusiedlung oder wenn man will der germanischen Wiedererschließung des Ostens im Mittelalter. Hier wird auch landschaftsweise die Herkunft der Siedler erörtert, ebenso wie die der späteren Zuwanderer: Hugenotten, Wallonen, Niederländer Waldenser, österreichischer Protestanten, die besondere Beachtung des Volksforschers heischt. Stets sind die großen Linien der gesamtdeutschen Entwicklung in Betracht gezogen. Damit wirkt das Buch anregend nach jeder Richtung und wird ob seiner gediegenen Nachweisungen des Schrifttums ebenso weiterer Forschung förderlich sein, sowie es selbst von allgemeineren Erwägungen der Rassenkunde den Ausgang genommen hat.

A. Haberlandt.

Festschrift zum hundertjährigen Bestand des oberösterreichischen Musealvereins und des Landesmuseums. (Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins. 85. Band. Linz 1933). 663 Seiten mit vielen Bildern.

Einer reichlich verspäteten Würdigung der prächtig ausgestatteten Schrift eines der ältesten Kulturinstitute im österreichischen Länderbereich mag der Hinweis mit Fug und Recht vorangestellt werden, daß wertvolle Veröffentlichungen diesen ihren Gehalt just im Zeitenlauf bewähren. So wird der Leser, gerade jetzt, wo die Saat der Volkspflege reichlich aufgeht und alte Fragen zu neuen werden, in dem Buch einen guten Führer durch die

geistige Bewegung der Kultur- und Volkskunde seit frühen Tagen finden. J. Angsüssers Arbeit über Anton R. v. Spaun bedeutet bei aller Kritik, die seine Theorie der Nibelungendichtung im Positiven als hinfällig erwiesen hat, eine Rechtfertigung seines warmherzigen Strebens, zumal dort, wo es biedermeierlich dem Volkslied zugetan war. I. Zibermayr und H. Ubell lassen das sachliche Streben dieser Zeit zumal im Aufbau der Sammlungen des Landesmuseums als ertragreich hervortreten. Zibermayr zeigt dabei die gleichartigen Schöpfungen in der Gesamtmonarchie auf, Ubell ist der umsichtige Wegweiser, der hieran Bildungs- und Kulturfragen aufrollt und wir freuen uns, den Genius W. v. Goethes just zur Kennzeichnung der „lebendigen Tage“ des Biedermeier beschworen zu finden. Daß Ubell selbst nur solche in seiner Wirksamkeit am Museum kannte, wird aus dem sachlichen Vermerk der Sammlungsentwicklung bis auf die Neuzeit bei aller persönlichen Zurückhaltung des Verfassers klar. E. Neweklowsky gedenkt der Technologie, die Volkskunde findet ihren Fürsprecher in A. Depiny, der sich liebevoll in die Leistungen geistlicher und weltlicher Sammler von Volksliedern und Ueberlieferungen aller Art versenkt hat, aber auch die Trachten und ihre Wiedergabe, Haus- und Zunftaltertümer im Rahmen der ideellen Regsamkeit des Landes betrachtet. Es ist wahrhaftig ein Stück „gute alte Zeit“ damit aufgerollt. Der Volkskunde und dem Landesmuseum in Oberösterreich bleibt zu wünschen, daß seine „lebendigen Tage“ allezeit von gleichem Geiste erfüllt bleiben mögen.

A. Haberlandt.

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Herausgegeben vom Deutschen Volksliederarchiv. I. Band. Deutsche Volkslieder. Balladen. Unter Mithilfe von Harry Schewe und Erich Seemann gemeinsam mit Wilhelm Heiske und Fred Quellmalz herausgegeben von John Meier. Erster Band. Erster Teil. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1935. Großoktav, 196 Seiten. RM 8.—

Wer immer heute von der Unsicherheit der Methode und Systematik in der Volkskunde spricht, der möge zunächst daran denken, daß die Volkskunde ein Haus mit vielen Wohnungen ist, dann aber besonders nach einer derselben Ausschau halten, und dann erst urteilen: Nämlich nach der Volksliedforschung. Dieser reiche Zweig unserer Wissenschaft, auf dem mit eiserner Konsequenz seit über hundert Jahren gearbeitet wird, steht heute nach den Jahrzehnten der Kritik des Neuaufbaues und vor allem der nochmals durchdringend durchgeführten Sammelarbeit in einer Blüte, wie sie nur hochwertige Wissenschaften je erreichen können. Das Zeugnis dafür stellt das Erscheinen des großen deutschen Volksliedwerkes dar, dem nach seiner Vollendung lange Zeit nichts an die Seite zu setzen sein wird. In dem vorliegenden Balladenband finden sich die Früchte der langen Balladenforschung in die Scheuer gebracht. Nur 19 Lieder werden auf den 196 Seiten behandelt, dafür aber in erschöpfender Gründlichkeit. Wort und Weise ist durchaus gleichförmig berücksichtigt und eine Ausgabentechnik durchgeführt, wie sie auf volkskundlichem Gebiet noch nicht bestand. Bei jedem Lied werden zuerst die Texte und Weisen abgedruckt, dann wird eine Inhaltsangabe gegeben, worauf die Variantenaufzählung folgt. Motivgeschichten für Text und Weise beschließen die einzelnen Behandlungen. Die schlagwortartige Kürze wie der

Gesamtaufbau dieser Liedmonographien ist stets bis in die Einzelheiten sachlich wie systematisch wohlgedacht.

Das Werk, auch den längst geplanten Ersatz des Erk-Böhme darstellend, wird einer der festesten Bausteine der Volkskunde sein. In seiner schönen Ausstattung und mit seinem ziemlich niedrigen Preis bildet es auch eine ehrenwerte Tat des Verlages. Leopold Schmidt.

Heinrich Réz: Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben (= Schriftenreihe der Deutschungarischen Heimatblätter, herausgegeben von Franz Basch, Band I.) 156 Seiten. Budapest, 1935. 4 Pengö.

Die bibliographische Erfassung der Volkskunde einer Landschaft ist jederzeit sehr begrüßenswert, und wenn es sich um die schwer zugänglichen Veröffentlichungen der Auslandsdeutschen handelt, dann ist sie doppelt erfreulich. Das vorliegende Werk besteht aus zwei Teilen. Der erste, umfanglichere weist 1438 Arbeiten nach, die sich mit den Donauschwaben befassen, wobei freilich der Begriff Volkskunde sehr weit gefaßt erscheint. Der zweite bietet die Angaben über 323 Arbeiten der westungarischen Volkskunde, wobei das heutige Westungarn und das Burgenland zusammengefaßt sind. Beide Landschaften sind wohl noch nicht bibliographisch reif, was sich schon darin zeigt, daß eben jetzt wichtige Arbeiten erscheinen, und besonders beim Burgenland sind außerdem so manche Lücken nachzuweisen. Trotz alledem handelt es sich um eine sehr wertvolle und mühselige Arbeit. Zu großem Dank ist die Wissenschaft der Schriftleitung der Deutschungarischen Heimatblätter verpflichtet, welche nicht nur ihre so ungemein wichtige Zeitschrift fortzuführen imstande ist, sondern sich noch zu einer Schriftenreihe entschlossen hat, welche für die deutschungarische Volkskunde von eminenter Wichtigkeit sein wird, nicht zuletzt dadurch, daß sie im Gegensatz zu den an sich ja wertvollen „Arbeiten zur deutschen Philologie“ in deutscher Sprache erscheint und so mühelos der ganzen Forschung zugänglich ist.

Leopold Schmidt.

Volkskundliche Gaben. John Meier zum siebzigsten Geburtstag dargebracht. Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von Erich Seemann von Harry Schewe. Mit einem Bildnis und 15 Tafeln. 314 Seiten. Berlin, W. de Gruyter, 1934.

Die prächtig ausgestattete Festschrift zum 70. Geburtstag des hoch verdienten Führers des Verbandes der Deutschen Vereine für Volkskunde enthält außer einem wärmerzigen Vorwort von August Dämmle, dem Glückwunsch von Schewe und der Glückwunschtafel der Vereine und Einzelpersonen 32 gehaltvolle Arbeiten, von denen 12 auf das Spezialgebiet des Gefeierten fallen. Aus diesen sind besonders die Abhandlungen von W. Heiske (Seite 49: Die siebenbürgische Ballade von der bösen Schwiegermutter), J. Künzig (Seite 85: Der im Fischbauch wiedergefundene Ring in Sage, Märchen, Legende und Lied), H. Schewe (Seite 176: Die „Wette“, eine neu aufgefundene alte Ballade), E. Seemann (Seite 187: 'Is all got', seggt Bierlala) und R. Zoder (Seite 300: Der Warschauer) hervorzuheben. Das Gebiet der Volkssprache ist durch Arbeiten von A. Götze, H. Marzell und Archer Taylor

vertreten, das von Brauch und Glaube durch Abhandlungen von L. Weiser-Aal (Seite 1: Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes), F. Boehm (Seite 25: Gratulationsbräuche), P. Geiger, E. Hoffmann-Krayer, G. Jungbauer, O. Lauffer (Seite 104: Geister im Baum), P. Sartori und M. Wähler. Die Volkskunst ist durch den Beitrag von J. M. Ritz (Seite 1667: Schreinfiguren) vertreten. Die bedeutendsten Abhandlungen des Bandes sind wohl die von Th. Siebs (Seite 199: Zur friesischen Volkskunde des Saterlandes), A. Helbok (Seite 54: Die deutschen Stämme und die moderne Volksforschung), C. W. v. Sydow (Seite 253: Kategorien der Prosa-Volksdichtung) und besonders die sachlich und methodisch hervorragende Untersuchung von A. Spamer (Seite 223: Kredit ist tot. Zur Geschichte eines volkstümlichen Scherzbildes): Einige Arbeiten zur Organisation der Volkskunde und deren Stellung in der Gegenwart von Bächtold, Lehmann, Mogk und Steller weisen auch auf diese Seite der Bedeutung des Gefeierten hin, dessen Schriften von J. Künzig verzeichnet sind.

Leopold Schmidt.

Gottfried Henssen: *Der deutsche Volksschwank* (Volkskundliche Texte, Heft 2), Leipzig, Eichblatt-Verlag (Max Zedler) o. J. 72 Seiten, RM 1.40.

Man merkt jetzt, da die Volkskunde an die Herausgabe von Unterrichtsbeihelfen herangeht, deutlich, daß nicht alle ihre Zweige gleich gut erforscht sind. Der Schwank, stets ein Stiefkind der Erzählforschung, wird hier in einem Auswahlheft vorgelegt, das für den heutigen Stand der Schwankforschung gut genug ausgefallen ist, vor allem, weil ein hervorragender Sammler an der Arbeit war, was sich schon dadurch kundgibt, daß von 44 dargebotenen Texten 14 bisher unveröffentlicht sind. Die straffe Methodik Rankes in seinem Sagenheft wird freilich nicht erreicht. 5 Gruppen (Das unbekannte Tier [- Gegenstand], II. Das widerspenstige Weib, III. Der törichte Mann, IV. Die genarrte Beterin, V. Lügenmärchen) wurden ausgewählt, doch sind in den einzelnen Gruppen nicht nur Abwandlungen ein und desselben Motives geboten, sondern mehrere Motive aus den genannten umfassenderen Motivgruppen. Der andere, eben von Ranke eingeschlagene Weg wäre vielleicht vorzuziehen gewesen, da dem Lernenden doch gerade diese charakteristische Seite der Motivabwandlung in verschiedenen Zeiten und Landschaften als ein wesentlicher Bestandteil volkskundlicher Systematik nähergebracht werden soll. Die Fülle des Stoffes geht aus anderen Sammlungen ja doch stets von selbst und besser hervor. Trotz dieser methodischen Bedenken wird man jedoch auch das neue Heft der wichtigen Reihe herzlich als einen Baustein zur volkskundlichen Lehrweise begrüßen.

Leopold Schmidt.

Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft. Von Otto Brinkmann. (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volkskunde. 1. Reihe. Herausgegeben von Julius Schwietering. Heft 4.) 1933. Münster, Aschendorff. Mit 1 Kartenskizze. VIII, 72 Seiten. Kart. RM 3.—.

Wir haben auf diese Arbeit schon bei der Besprechung der Sammlungen Zenders (Heft III, Seite 54) und Henssens (Seite 58) aufmerksam gemacht. Es handelt sich um die überaus verdienstliche Bekanntmachung eines

Erzählerkreises im münsterländischen Dorfe Obernbeck, der Heimat des Verfassers, der Beschreibung der Erzähler, ihrer Erzählweise und der Darbietung von drei wörtlich mitgeschriebenen Erzählzyklen, in denen die erzählten Sagen und Schwänke wie alle Zwischenbemerkungen, Anfragen und Berichtigungen der jeweiligen Zuhörer aufgenommen wurden. Charakteristischer Weise erzählen die Männer mehr als die Frauen. Märchen finden sich dabei überhaupt nicht. Diese lebensnahe Erfassung von Volksgut ist äußerst wertvoll, darf aber nicht überfolgt werden. Das Wissen um Sagen ist auch außerhalb von solchen Kreisen zuhause. Viele Landschaften scheinen diese Form auch gar nicht zu kennen; die Weiterüberlieferung der Sagen geht nicht nur durch solche Erzählerkreise vor sich. Die Form, auf welche hier soviel Gewicht gelegt wird, wäre erst auf ihre innere Struktur zu prüfen, wenn auch wir die wörtliche Niederschrift von Erzählgut für wichtig halten. Die „Festigkeit“ des Bestandes an Erzählgut überschätzt Brinkmann (Seite 24) ebenso wie M. Bringemeier (Gemeinschaft und Volklied, Seite 88 ff.) die Festigkeit des Liedbestandes weit überschätzt, die selbst Lieder bringt, die nicht einmal hundertjährig sind. — Trotz dieser Einwände handelt es sich hier um methodisch wichtige Versuche, das Leben des Volksgutes in der Dorfgemeinschaft festzuhalten und deshalb und um der anregenden Wirkungen dieses Versuches halber ist die Arbeit durchaus begrüßenswert. Leopold Schmidt.

Friedrich Ranke: Volkssagenforschung. Vorträge und Aufsätze. (= Deutschkundliche Arbeiten. Veröffentlichungen aus dem Deutschen Institut der Universität Breslau. A. Allgemeine Reihe, Bd. 4), Breslau, Maruschke und Berendt, 1935. 118 Seiten.

Zur rechten Zeit legt der Führer der deutschen Sagenforschung seine kleineren Abhandlungen zur Volkssage gesammelt vor. Sie alle haben ihre Wichtigkeit und Durchdachtheit im Laufe der Jahre erproben können und haben der Probe standgehalten. Die Grenzziehung zwischen Sage und Märchen gilt als einzige mögliche seit 1910 bis zum heutigen Tag, und der klare unwiderlegliche Nachweis, daß die Sage so sehr oft das reine Erlebnis erzählt, wie es Ranke 1912 an dem Beispiel der Entführungssage gezeigt hat, der nur mit der psychologischen Erklärung: Reise eines Epileptikers im Dämmerzustande beizukommen ist, muß heute ganz besonders beachtet werden. Die Darstellung der Huckupsagen und der Hinweis auf Brustangsterscheinungen (1918) stehen in demselben Zusammenhang. Die Gedankengänge in der Arbeit „Vorchristliches und Christliches in den deutschen Volkssagen“ (1928) scheiden klarer die Elemente als es je einem Sagenforscher des 19. Jahrhunderts geglückt ist, und die Worte über „Grundsätzliches zur Wiedergabe deutscher Volkssagen“ (1926) weisen bereits zur neuen Erzählerforschung hinüber. Wir verdanken Ranke die einzige systematische Beispielsammlung der deutschen Volkssagen und danken ihm nun nicht minder für diese Sammlung seiner kleineren Schriften, welche für das weite, altbekannte und doch so wenig durchforschte Gebiet der Volkssage derart wichtige Ergebnisse zu bieten vermag. Leopold Schmidt.

Anton Dörner: Die Thierseer Passionsspiele 1799—1935. Innsbruck 1935. Mar. Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei A. G. 154 Seiten. S 2.50.

Der große Kenner des Tiroler Volksschauspiels legt heuer, da die Gemeinde Thiersee wieder ihre Passion spielt, ein Buch vor, das zunächst jeder Besucher des Passions lesen müßte, das aber darüber hinaus für jeden volkscundlich Interessierten wichtig ist. Auf Grund der Akten und der alten und neuen Berichte gibt Dörrer eine Außen- und Innengeschichte, welche den Untertitel des Buches „Ringens um Bestand und Gestalt eines Tiroler Volksbrauches“ völlig rechtfertigt. So erfreulich die Vorlage aller Belege und der Abdruck der Aeußerungen ältere Besucher — etwa die eines Ferdinand Gregorovius, der für Thiersee etwas ähnliches bedeutet wie Devrient für Oberammergau — erscheinen, so wäre doch die Herausgabe der alten Texte, von Thiersee und von den anderen Tiroler Passionsorten von größter Wichtigkeit. Vielleicht kann das hübsch ausgestattete Buch auch hiefür ein Wegbereiter sein. Für Thiersee wird es ja hoffentlich von derselben Bedeutung sein wie die Erler Passionsbücher von 1912 und 1922 für Erl, die ja auch Anton Dörrer zu verdanken waren.

Leopold Schmidt.

Celler Sagen aus Stadt und Land. Herausgegeben vom Lönsbund. Celle, Schweiger und Pick (E. Pfingsten) 1934. 88 Seiten.

141 Sagen, Märchen und Schwänke werden hier in bescheidener, meist volksechter Form dargeboten, von denen gut ein Drittel Neuaufzeichnungen sind, während der Hauptteil den großen Sammlungen der Landschaft, besonders Weichelt, Hannoverische Geschichten und Sagen, Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Harrys, Sagen, Märchen und Legenden Niedersachsens und Harms, Goldene Aepfel in silbernen Schalen, entnommen ist. Trotzdem ist diese Sammlung mit ihrer Betonung der Landschaft Celle sehr willkommen und wird, mit Quellenverzeichnis, Anmerkungen und einem Ortsregister versehen, gute Dienste leisten.

Leopold Schmidt.

Hans Schmid: Sprachinsel und Volkstumentwicklung. Die Wandlung volkscundlichen Bestandes in der deutschen Sprachinsel Machliniec in Ostgalizien. Mit einem Vorwort und Anmerkungen von Gustav Jungbauer (= Deutschtum und Ausland, 46). Mit 3 Planskizzen, 1 Karte und 4 Bildtafeln. XVI + 141 Seiten. Münster, Aschendorff, 1931. RM 5.50.

Hinter dem etwas zu groß gewählten Obertitel steht eine der besten Dorfmonographien, welche die auslanddeutsche Volkskunde der neueren Zeit aufzuweisen hat. Geschichte und Wachstum der Sprachinsel führt zu Betrachtungen über den Sprachinselmenschen, worin Schmid besonders an die Arbeiten Walter Kuhns anschließt. Nach den schönen allgemeinen, aber von den Tatsachen abgelesenen Abschnitten über die Eigenart und das Wesen der deutschen Ostsiedler folgt eine Volkskunde, die man ruhig als musterhaft bezeichnen kann. Von der Dorfanlage bis zum Kinderspiel ist alles aufgezeichnet und mit dem ständigen Blick auf das Gesamtleben des Dorfes und seiner Menschen dargestellt. Die tapfere, in ganz Galizien berühmte Gemeinde Machliniec, welche auch dem der Gegend unkundigen Leser durch dieses Buch angenehm vertraut wird, hat dieses Buch verdient.

Leopold Schmidt.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Adventspiel und Nikolausspiel.

Von Leopold Schmidt.

Mit einer Karte.

Im Kreise der Weihnachtspiele hat das Adventspiel schon seit langem die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen. Mythologische wie literarhistorische Gedanken wurden daran angeknüpft, vor allem aber seine Verbreitung durch Beibringung neuer Belege ständig bestimmter festgelegt. Daß in der unübersichtlichen Volksschauspielliteratur auch viele Adventspiele nicht als solche erkannt wurden, kann dabei nicht wunder nehmen, wenn man weiß, wie wenig fest umrissen bisher die einzelnen Spielgattungen aufgefaßt wurden und wie selten man sich zur Anwendung allgemein giltiger Gattungsnamen verstand. Es ist daher für eine wesentlich kulturgeographische Arbeit, wie sie im folgenden vorgelegt werden soll, wohl nötig, zunächst den Begriff des Adventssoles darzulegen. Wir verstehen seit Friedrich Vogt¹⁾ unter Adventspiel jene Umzugspiele der Advent- und Weihnachtszeit, in der überirdische Personen auftreten (meist das erwachsen dargestellte Christkind oder Maria, in deren Begleitung sich Engel und Heilige befinden), welche in den Häusern sich zunächst vorstellen und dann mit den Kindern beschäftigen. Das Hauptmotiv besteht dabei aus einer anklagenden Rede, welche die Schlechtigkeiten der Kinder aufzählt, worauf sich das Christkind (oder Maria) von ihnen abwenden will, bis eine andere Gestalt für sie bittet. Eine Schreckfigur kann mit vorkommen, muß aber nicht. Die oft sehr großen Unterschiede im einzelnen — durch zeitlich und örtlich weite Entfernungen verursacht — können dieses Hauptgepräge nie verwischen.

Nun hat Karl Meisen²⁾ vor kurzem versucht, die Entstehung dieser Spielgattung auf eine bisher nicht angewendete Art zu erklären. Im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen über den Nikolausbrauch glaubt er zu dem Schluß berechtigt zu sein, daß das — oder ein — Nikolausspiel über ganz Deutschland verbreitet

¹⁾ Vogt, Die Schlesischen Weihnachtspiele (Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen, Bd. I), S. 5 ff.

²⁾ Meisen, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande (Forschungen zur Volkskunde, H. 9/12), S. 486 ff.

gewesen sei, das nach der Reformation in den protestantischen Gebieten zum Adventspiel umgeformt worden sei. Um diesen Gedankengängen folgen zu können, müssen wir uns auch die Handlung eines typischen Nikolausspieles vergegenwärtigen. Hier — zum Beispiel im Liezener Spiel³⁾ — stellen sich wieder die eintretenden überirdischen Gestalten vor, Nikolaus hält eine kleine Ansprache an die Kinder, fragt dann — unspielmäßig, rein brauchfümlich — die Kinder ein wenig aus und beschenkt sie, worauf Luzifer eine große anklagende Predigt hält. Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Formen ist zweifellos groß. Wenn wir aber, wie Meisen es tut, Abhängigkeitsverhältnisse beanspruchen, so genügt eine derartige Aehnlichkeit keinesfalls. Wir müssen vielmehr zu historischen und kulturgeographischen Mitteln greifen und zunächst der Geschichte beider Formen und ihrer Verbreitung nachgehen, um dann vielleicht Schlüsse auf das gegenseitige Verhältnis ziehen zu können.

Eine *Adventspielgeschichte* gibt es bis heute nicht. Seit den verheißungsvollen Ansätzen in Vogts Untersuchungen ist auf diesem Gebiete nichts mehr geschehen. Wir müssen daher hier unsere eigenen Erkenntnisse vorlegen. Schon Vogt wies auf die Schulaufführungen als die ältesten Zeugnisse hin. Auf diesem Wege sind wir nun weiter gegangen und glauben heute sagen zu können, daß die Gattung als solche überhaupt von der Schule ausgegangen sein muß. Die ältesten Belege sprechen nämlich deutlich davon, daß man den von Schülern ausgeführten Spielbrauch als eine Neueinführung empfand. Damit soll nicht gesagt sein, daß er nicht geistig an ältere Umzugsgebräuche zur selben Zeit angeschlossen haben mag. Der Brauch in der festen Form jedoch, wie wir ihn oben schilderten, in dessen Mittelpunkt die Katechisierung der Kinder steht, scheint doch mit dem Schülerbrauch erst entsanden zu sein. Wir wissen nicht, wo dies der Fall war, ebenso wenig wann. Um aber die Uebersicht über das Material zu erleichtern, sei hier zunächst eine Aufstellung der Spieldaten des 17. Jahrhunderts gegeben, die zum großen Teil bisher nicht in diesem Zusammenhang berücksichtigt wurden.

1645 Weimar. Eine Neueinführung auf Ratsbeschluß, weil es früher bei den Weihnachtsbescherungen zu ärgerlichen Szenen gekommen war. Die Spieler sollten „Des Hl. Christs vndt seiner Knechte Persohnen diesen Abend agiren“ und „bey Herrn vndt Bürgern vff begehren bey

³⁾ Anton Schlossar, *Deutsche Volksschauspiele*. In Steiermark gesammelt. Bd. I, S. 235 ff.

dero Kindern zu erhaltung Christlicher Gottesfurcht sich einstellen vndt vffwarten⁴⁾.

- 1647 L ü b e c k (angeblich auf 1624 bezüglich — ?) 24. 12. „Sein die Schüler am H. Christabend daß Christkindlein zu repräsentiren in 2 parteyen ausgegangen . . .“ woraus eine Schlägerei entstand⁵⁾.
- 1651 D r e s d e n, „Den 24. Dezember kam der hl. Christ, so 22 Personen stark in ihro Churfürstliche Durchl. Kammer, examinierte den jungen Prinzen“⁶⁾.
- 1652 W e i m a r, dürfen Bürgersöhne noch nicht daran teilnehmen⁷⁾.
- 1658 W e i m a r, werden 3 Knechte als Mitspieler genannt⁸⁾.
- 1659 W e i m a r, kommt „Hansphriem“ und ein Fackelträger hinzu⁹⁾.
- 1659 S a a l f e l d, beschwert sich der Rektor gegen den Kantor, daß der durch Verweigerung der Baßgeige den „Aktus verstumpelt“ habe¹⁰⁾.
- 1662 H a n n o v e r (Erinnerung Liselottes von der Pfalz), Aufführung durch die Schüler, die man zu Hof kommen läßt¹¹⁾.
- 1662 W e i m a r, spielen schon 8 Personen¹²⁾.
- 1662 „gemeines Kindersprüchlein“ bei Prätorius, Weihnachtsfratzen, welches Vogt als zu den Adventspielen gehörig erkennt¹³⁾.
- 1666 2. Ausgabe des Druckes der J e n a e r Weihnachtskomödie¹⁴⁾.
- 1667 Christian Funcke (G ö r l i t z) „Entwurf der sogenannten . . . H. Christs Handlung“. 14 Personen¹⁵⁾. In kürzerer Form schon Jahre vorher in A l t e n b u r g gespielt.
- 1668 W e i m a r, spielen 11 Personen¹⁶⁾.
- 1668 H i l d e s h e i m, 3. Dez. „Heiliger Christ . . . durch die schüler abgeschlagen“ Index: „Mit dem Christkindlein zu agiern verboten“¹⁷⁾.
- 1668 N ü r n b e r g, „Christlicher Kinder Heilige Weihnachts-Freude (Druck)¹⁸⁾.
- 1670 W e i m a r, spielen 12 Personen¹⁹⁾.
- 1670 David Trommer, Christkomödie (D r e s d e n²⁰⁾.
- 1671 Seyffart, Schulkomödie (J e n a²¹⁾).

4) Heiland, Ueber die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Weimar (Programm des Gymnasiums Weimar, 1858), S. 9 f.

5) K. Gaedertz, Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck und Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert (Bremen 1888), S. 42.

6) K. Fürstenau, Zur Geschichte des Theaters am Hofe zu Dresden, Bd. I. S. 128, Anmerkung 2.

7) Heiland, S. 9. 8) Heiland, S. 9. 9) Heiland, S. 9.

10) Richter, Die Schulkomödie zu Saalfeld (Programm der Realschule und des Progymnasiums zu Saalfeld, 1864), S. 20.

11) A. Becker, Pfälzer Volkskunde (= Volkskunde Rheinischer Landschaften 1925), S. 291.

12) Heiland, S. 9. 13) Vogt, S. 80.

14) Gottsched, Nöthiger Vorrat zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst, S. 221 ff.

15) J. Bolte, Das Görlitzer Weihnachtspiel von 1667 (Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. XVI, 1914), S. 249 ff.

16) Heiland, S. 9. 17) Gaedertz, S. 22. 18) Vogt, S. 73. 19) Heiland, S. 9. 20) Vogt, S. 485. 21) Vogt, S. 485.

- 1673 Tadelnder Bericht bei Chr. Weise (Zittau), Die drei ärgsten Erznarren²²).
- 1675 Bemerkung bei Chr. Weise, Reiffe Gedanken²³).
- 1675 (vor-) 1. Auflage von Drechssler, „De larvis natalitiis“ etc.²⁴) (Leipzig).
- 1676 Lübeck, „ausskleidung gewisser Personen am H. Christ-Abend“²⁵).
- 1677 Weimar, spielen 12 Personen²⁶).
- 1678 Lübeck, „agirung des Heil. Christs in Häusern von den Soldaten und Handwerckspurssen“ verboten²⁷).
- 1682 Druck von Weise, Reiffe Gedanken (siehe 1675²⁸).
- 1682 Mecklenburg, durch Dekret des Herzogs Gustav Adolf diese „repraesentatio scandalosa“ verboten²⁹).
- 1686 Saalfeld, vom Herzog Johann Ernst wegen „Insolentien“ verboten³⁰).
- 1687 Lübeck, weiteres Verbot³¹).
- 1688 Weimar, spielen 17 Personen³²).
- 1693 Saalfeld, Bittschrift um Wiedererlaubnis, abgeschlagen³³).
- 1694 (—1711), Joh. Hübner, Schüler Weises, Schullektor in Merseburg, Verfasser einer Christ-Comödia³⁴).
- 1702 Querfurt, Verbot der Spiele im ganzen Fürstentum³⁵).
- 1702 M. M. „Curiöser Bericht wegen der schändlichen Weihnachts-Larven, so man insgemein Heiligen Christ nennet“, Dresden u. Leipzig³⁶).
- 1705 Arnstadt, „Heilige-Christ-Komödie“, für Schüleraufführungen³⁷).
- 1715 Eisenach, — „sollen die Schüler vom Chor removiert werden, die den hl. Christ agieren“³⁸).
- 1739 Preussen, allgemein gehaltenes Verbot durch Friedrich Wilhelm I.³⁹).

Hoffentlich läßt sich diese Datenliste durch Aktenvermerke aus manchen Orten noch ergänzen. Für unseren Zweck hier genügt es jedoch, da Aufkommen und zeitgenössische Behandlung des Spielbrauches auch aus diesen wenigen Belegen ziemlich klar hervorgeht. Nicht zuletzt bezeichnen sie schon deutlich das Ver-

²²) Hg. von W. Braune (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Bd. 12/14), S. 182.

²³) Vogt, S. 77. ²⁴) Vogt, S. 82. ²⁵) Gaedertz, S. 49. ²⁶) Heiland, S. 9. ²⁷) Gaedertz, S. 50. ²⁸) Vogt, S. 77. ²⁹) Meisen, S. 32. ³⁰) Richter, S. 6. ³¹) Gaedertz, S. 51. ³²) Heiland, S. 9. ³³) Richter, S. 20 f.

³⁴) Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 82. ³⁵) Heiland, S. 14.

³⁶) E. Hoffmann-Krayer, Weihnachtsmummereien in Sachsen um 1700 (Mitteilungen des Vereins für Sächs. Volkskunde, Bd. 6, 1912—16), S. 30.

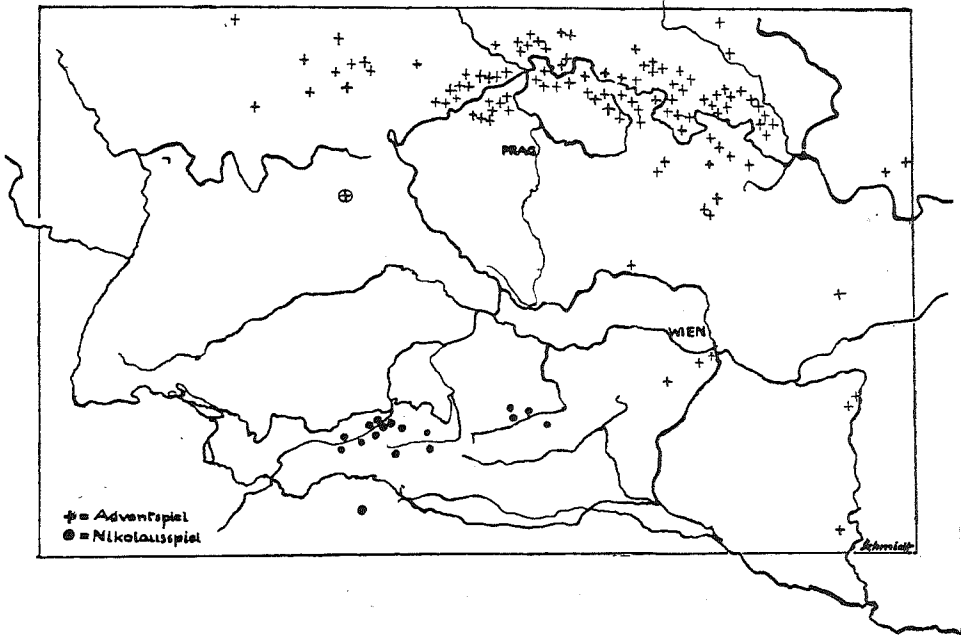
³⁷) Große, Zwei Arnstädter Heilige-Christ-Komödien (Programm des Gymnasiums zur Arnstadt, 1899).

³⁸) Heiland, S. 15.

³⁹) H. Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes (2. Aufl. 1854), S. 429.

breitungsgebiet: Starke Häufung in Mitteldeutschland, wenige Belege nach dem Norden (manche Lübecker Zeugnisse erscheinen anfechtbar, weil sie sich vielleicht doch nicht direkt auf Adventspiele beziehen), gar keine Zeugnisse für den Süden. Der einzige Punkt südlich der Mainlinie, der auch auf der Karte vereinsamt steht, nämlich Nürnberg, bezeichnet nur den Druckort des Spieles von 1668; ob in Nürnberg jedoch auch gespielt wurde, läßt sich nicht erweisen; Hampes⁴⁰⁾ Auszüge der sehr genau geführten Ratsakten weisen keine Aufführungen in dem sonst so spielfreudigen Ort nach.

Diese Nennungen führen uns zur Aufweisung der geographischen Verbreitung, welche auf der Karte ja eindringlich



klar hervortritt. Da diese Arbeit keine abschließende sein kann, noch sein soll, so wurde davon Abstand genommen, alle Spielorte namentlich anzuführen. Daher läßt sich das Bild der Gesamtverbreitung nur in groben Strichen zeichnen und ergibt etwa folgendes: Das gesamte mitteldeutsche Gebiet ist am Adventspielbrauch in irgend einer Form beteiligt. Von Oberkatz in der Rhön⁴¹⁾

⁴⁰⁾ Th. Hampe, Das Theaterwesen in Nürnberg (1900).

⁴¹⁾ A. Witzschel, Sagen, Sitten und Bräuche aus Thüringen (Wien 1878), S. 160 ff. Wenn auf der Karte Waldeck als der westlichste Punkt er-

an ziehen sich die Spielorte durch alle thüringischen Lande und häufen sich dann am sächsischen Erzgebirge. Rechts der Elbe setzen sie sich in gleicher Dichte in der Lausitz⁴²⁾ fort, um am Nordabhang des Riesen-, Iser-, Heuscheuer-, Adlergebirges und des Gesenkes ebenso häufig wie an den Südabhängen der gesamten Kette — vom Egerland bis Galizien — fortwährend aufzutauchen. In diesem Gebiet lassen sich allein gewiß über hundert Spielorte feststellen. Im schlesischen Raum erreicht die Gattung geradezu eine Hochblüte. Nach Norden, bis über Breslau hinauf wie gegen Süden, tief nach dem durchaus schlesisch beeinflussten Mähren setzen sich die Textfunde fort. Von hier strahlen auch die Spiele zu den Neusiedlern nach Galizien⁴³⁾ aus. Weiter wird aus der Karte noch ersichtlich, daß es auch ein bedeutsames Streuvorkommen gibt, so in den deutschen Siedlungen in der Slowakei und in Ungarn, wie eines in Südmähren und merkwürdiger Weise ein verhältnismäßig starkes in Ostniederösterreich. Dagegen kommt auf der Karte nicht mehr die Bukowina zur Geltung, wohin (Neuhütte⁴⁴⁾ und Rosch⁴⁵⁾ nordböhmische Siedler ihr Adventspielgut vertragen haben, ebensowenig Ostpreussen, das durch eine Nennung (Grallau⁴⁶⁾) bezeugt, daß auch dorthin diese Spielwelle gedrungen sein muß und das Verbot von 1739 wahrscheinlich viel mehr Adventspiele auf preussischem Boden betraf,

scheint (nach der Erwähnung bei Tille, Geschichte der deutschen Weihnacht, S. 116 ff.), so wird dies hier deshalb nicht berücksichtigt, weil das Spiel vermutlich sowieso aus dem Kerngebiet der Spiele, nämlich aus Sachsen stammt und nach Waldeck vertragen wurde. Die weiteren norddeutschen Nennungen wären alle erst gründlich zu überprüfen, um ihr Verhältnis zum mitteldeutschen Zentrum festzustellen, bevor man sie nach ihrer räumlichen Lage wertet. Auch für die dürftigen Reste im Klauenthaler Dreikönigspiel (H. Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele, 1863, S. 252 ff.) gilt dieser Vorbehalt.

⁴²⁾ Die Lausitz ist die einzige deutsche Landschaft, welche bisher eine wirklich wissenschaftliche Würdigung ihres Weihnachtspielgutes erfahren hat: Fr. Wenzel, Die Weihnachtspiele der südlichen Oberlausitz und ihre literarischen Beziehungen (Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. XV, 1913), S. 1 ff.

⁴³⁾ Die Karte zeigt hier nur zwei Eintragungen; Man kann aber annehmen, daß fast jede Siedlung dort ihr Adventspiel hatte oder noch hat, nur ist von diesen erst ein kleiner Teil, und der sehr zerstreut, veröffentlicht. Eine Sammlung der Aufzeichnungen wäre sehr wünschenswert.

⁴⁴⁾ J. Polek, Deutsche Weihnachtsspiele aus der Bukowina (Czernewitz 1912 = Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Bukowiner Landesmuseums, XVII. und XVIII. Jg.), S. 20 ff.

⁴⁵⁾ Polek, S. 15 ff.

⁴⁶⁾ K. Plenzat, Ein ostpreussisches Weihnachtspiel (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Berlin, Bd. XXV, 1915), S. 398 ff.

als wir heute feststellen können. Vergleichen wir nun mit dieser Verbreitungsangabe die oben zusammengestellten historischen Belege, so muß zunächst festgestellt werden, daß auf der Karte Belege jedes Alters nebeneinander auftreten. Von den thüringischen Belegen beziehen sich die meisten auf die erwähnten Schuldramen. Da hier aber auch später noch Adventspielreste auftreten, so hindert ja nichts diese Nebeneinanderstellung. Noch betonter tritt das Recht dazu in Orten wie Zittau oder Görlitz auf, wo wir die Schuldramen vermerkt haben, welche Orte aber, wie aus der Karte hervorgeht, geradezu mitten in einem Gebiet liegen, in welchem heute noch die Adventspiele hauptsächlich vorkommen.

Lassen nun die Tatsachen der historischen Belege und der Verbreitungsaufzeichnung Schlüsse auf die Entstehung der Gattung zu? Man möchte doch wohl bejahen. Eine wesentlich protestantische Schuleinführung, anfänglich mit stark pädagogischen Tendenzen scheint am Anfang zu stehen, und dieser Anfang muß wohl zeitlich gar nicht weit vor unsere ersten Zeugnisse gerückt werden. Von Weimar, dem einzigen Ort, von dem wir wirklich etwas mehr wissen, möchte man geradezu sagen, daß man 1645 die Spiele einführte. Vorher läßt sich kein Zeugnis für die hier besprochene Art finden: Der Schenkebrauch ist etwas anderes, ob er nun im Namen des Christkinds oder des Hl. Nikolaus geübt wird. Andere Umzüge zur selben Zeit können wohl auf die Entstehung eingewirkt haben, nicht aber auf diese heute noch unverkennbare, sichtlich einmalig geprägte Form. Man kann sogar vermuten, daß die Einführung eine Gegenaktion gegen solche ältere Umzüge sein sollte; die Verwirrung in der Forschung ist sicherlich nicht zuletzt dadurch entstanden, daß die einstmals gegnerischen Umzüge miteinander sehr bald verschmolzen. Zur Lösung der Entstehungsfrage trägt all dies nichts bei. Wir sehen nur aus den Zeugnissen, daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts, sichtlich im protestantischen Mitteldeutschland, das Spiel von den Schulen seinen Ausgang nahm.

Wie aber steht es mit dem Nikolausspiel? Seine Geschichte hat Meisen dargelegt, ohne aber zu endgültigen Ergebnissen zu kommen, da die volkseigenen Erzeugnisse ihm sichtlich nicht immer ganz lebendig wurden. Wir haben wieder eine eigene Spielgattung vor uns, welche in den einzelnen Texten mit großen Verwandtschaftsmerkmalen auftritt. Von dem ältesten bezeugten

Spiel (Hall 1749)⁴⁷⁾ wissen wir dies freilich nicht; es könnte auch Abraham a St. Clara einen Brauch (1729)⁴⁸⁾, welcher unseren Spielen ähnlich gewesen sein könnte. Die überlieferten Spiele endlich selbst sind durchwegs nicht sehr alt. In den meisten stehen ziemlich alte Bestandteile, wie die Worte des Todes etwa, welche — formelhaft bei vielen Gelegenheiten verwendet — aber mit dem Alter des Spieles als solchen gar nichts zu schaffen haben⁴⁹⁾. Wir werden über das 18. Jahrhundert nicht zurückgehen dürfen, wenn wir nach den Texten schließen. Die Verbreitung aller Spiele, welche hieher gehören oder auch nur gehören könnten, zeigt die Karte. Die Flußgebiete des Inn, der Salzach und der Enns haben diese Spiele bewahrt, darüber hinaus ist nie etwas ähnliches bekannt geworden. In der Literatur über diesen Gegenstand freilich gibt es noch einen Text, der als Nikolausspiel bezeichnet wird. Meisen hat ihn — das *Adventspiel von Braunau*, Nordböhmen⁵⁰⁾ — herangezogen und als lokales Verbindungsglied beider Formen betrachtet. Wieso dies zustandekommen konnte, ist gänzlich unklar. Der Braunauer Text entspricht den typischen nordböhmisches Adventspieltexen in allen Stücken; der Name, welcher dem Spiel anhaftet, sagt gar nichts. Die volkläufigen Namen als Grundlage einer wissenschaftlichen Betrachtung zu nehmen, ist gänzlich unstatthaft, da es sich stets um örtlich gebundene Bildungen handelt, die keinerlei Wesensbestimmung zulassen. Schon Johann Haudeck⁵¹⁾, ein guter lokaler Kenner, hat das Spiel (1910) als „verkürztes Christspiel“ erkannt, wobei „Christspiel“ der bekannteste nordböhmisches Ausdruck für Adventspiel ist. Das Braunauer Spiel kann also nicht die Ueberleitung von einer Gruppe zur anderen bilden, sondern bildet nur ein Glied der Adventspielgruppe. Für die Geschichte des Nikolausspieles müßte man wohl denselben Weg wie beim Adventspiel gehen und zunächst die sicheren historischen Belege sammeln. So viel heute zu sehen ist, führen sie in die Schulen; auch dieses Katechisierungsspiel scheint von den Schulen, und zwar von den Klosterschulen ausgegangen

⁴⁷⁾ A. Sikora, Zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol (Zeitschrift des Ferdinandeums, III. Folge, Bd. 50), S. 368.

⁴⁸⁾ Meisen, S. 420.

⁴⁹⁾ L. Schmidt, Ein obersteirisches Nikolausspiel (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 38, 1933), S. 69 ff.

⁵⁰⁾ J. Schade, Zwei Spiele aus Braunau (Mitteilungen des Nordböhmisches Excursionsklubs, Bd. 12, 1889), S. 145 ff.

⁵¹⁾ J. Haudeck, Ein Beitrag zum Ansingelied in Deutschböhmen (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XVI, 1910), S. 183.

zu sein. Hier ist zunächst der Zusammenhang mit St. Nikolaus, dem Schülerheiligen gegeben. Weiterhin aber muß unbedingt darauf hingewiesen werden, daß diese eigentümliche Form, nämlich die des Katechisierungsspielles, mit dem Schülerheiligen an sich nichts zu tun hat, sondern vielmehr wie die katechisierende Tendenz der Adventspiele auf ursprünglich pädagogische Absichten verweist. Wir treffen also die gleichen Absichten, die gleichen Mittel und den gleichen möglichen Ursprung an. Das verbindet die beiden Spielgattungen zu einer Gemeinschaft. Zu trennen scheint sie die Ursprungszeit. Kein Zeugnis kennt Nikolausspiele in unserem Sinn aus dem 17. Jahrhundert. Erst ein Jahrhundert nach den protestantischen Adventspielen scheinen die katholischen Nikolausspiele entstanden zu sein. Mit dieser Feststellung müssen wir jetzt auf Meisens Theorie zurückkommen: Die Adventspiele seien in Anlehnung an die vorreformatorischen Nikolausspiele entstanden. Sind diese beiden Tatsachen zu vereinbaren? Wohl kaum. Wir möchten aber dafür vorschlagen, das Verhältnis als umgekehrt anzunehmen: Die katholischen Nikolausspiele wurden in Anlehnung an die evangelischen ein Spiel über die Legende des Heiligen sein, welches also mit unseren Spielen nicht das geringste zu tun hat. Dagegen erwähnt Adventspiele geschaffen. Bei dem geringeren Alter wird die geringere Verbreitung klar, weil die Verbote der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die gesamte Spiellust sehr beschränkten.

Auf diese Weise also scheint klar zu werden, daß die beiden Spielgattungen einmal nicht, wie behauptet, zusammenhängen, was bei Betrachtung der typischen Texte von vornherein klar war. Ferner zeigt die jeweilige Verbreitung, daß auch die Spielgebiete nicht zusammenhängen, daß aber das Adventspiel eine stattliche Kulturlandschaft erfüllt, während das Nikolausspiel nur zu geringer Verbreitung gelangte. Man könnte kulturgeographisch wahrscheinlich feststellen, daß es sich hier um eine ähnliche Tatsache handelt, wie bei der Verbreitung der Volkstänze „Strohschneider“ und „Hiatamadl“, deren Verbreitungskreise nach Feststellung von Karl Horak⁵²⁾ sich geradezu ausschließen. — Ob die zuletzt geäußerte Vermutung, daß das Nikolausspiel ursprünglich eine bewußte Nachahmung des protestantischen Adventspielles gewesen sei, in pädagogischer Hinsicht wie dieses geschaffen und erst später im Volke eingebürgert, wird die künftige Forschung

⁵²⁾ Freundliche Mitteilung von Prof. Horak.

hoffentlich lehren. Der Katechisierungsgedanke, der in stark konfessionell betonter Weise beiden Spielgattungen zugrundeliegt, lenkt jedenfalls die Aufmerksamkeit auf eine Parallelerscheinung, welche für das geistige Verhältnis der beiden Formen in ihrer zeitlichen Folge bedeutsam erscheint. Die eigentliche Vertretung des Katechisierungsgedankens, der Katechismus selbst, ist bekanntlich — nach mittelalterlichen Ansätzen ohne weitere Bedeutung — von Luther (1529) geschaffen worden. Die katholische Entsprechung dagegen erschien erst 1566, gedacht und ausgeführt als ein direktes Gegenstück. Kann man also bei dem Hauptvertreter des Gedankens von einer bewußten Nachahmung sprechen, so fällt die Anwendung auf unser Gebiet nicht schwer. Die zeitliche Spanne zwischen den ersten Belegen für Adventspiele einerseits und Nikolausspiele andererseits verdeutlicht dieses Verhältnis wohl zur Genüge.

Jedenfalls erscheinen bei dieser Betrachtungsweise heute beide Spielgattungen wesentlich jünger als man bisher annahm. Eine romantische Zurückverlegung aller Anfänge in eine undurchsichtige Vergangenheit verschleierte bis jetzt den nüchteren historischen Blick, ähnlich wie bei den Sternsingerumzügen, die wir historisch nicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen können. Gewissermaßen als Entschädigung, daß wir die romantischen Konstruktionen hinter uns lassen müssen, erscheinen die neuen Aufgaben, vor die wir uns in der Volksdichtungsforschung nun schon mehr als einmal gestellt sehen. Man wird das Barockzeitalter mit seinen schöpferischen Kräften, in seinem ganzen Einfluß auf die Volkskultur viel stärker berücksichtigen müssen als bisher; denn wie das Hirtenspiel so scheint auch das Adventspiel und seine Parallel- und Folgeerscheinung, das Nikolausspiel durchaus eine barocke Schöpfung zu sein, wenn wir diesen Begriff richtig fassen. Unwillkürlich drängen sich dabei die Stichworte vom protestantischen Barock und von der Kunst der Gegenreformation auf.

Eine Schrecklarve aus Kärnten.

Von A. V. Issatschenko.

Mit einer Abbildung.

Im Sommer des Jahres 1932 bereiste ich das Kärntner Unterland, um die slovenischen Mundarten des Jauntales aufzunehmen. In der Nähe des Ortes Globasnitz (Gerichtsbezirk Eberndorf), sah

ich an einer alten Keische einen maskenartigen Kopf, etwa in Manneshöhe über der Eingangstür angebracht. Die Keische führt den Namen Ueger (= slow. legar, etwa Feldmann) und steht an der Straße, die zum Hemmaberg ob Jaunstein führt. Auf dem Hemmaberg befand sich ein alter keltisch-römischer Tempel, der nach der Ueberlieferung dem Gotte Jovenat¹⁾ geweiht war. Die alte Besitzerin der Keische konnte mir nur eine recht dürftige Auskunft über den Zweck dieses Kopfes geben. Sie erklärte mir lachend, daß er das Vieh vor Seuchen und Sterben schützt und daß er „schon immer“ an der äußeren Wand des Stalles gehangen hat. Als ich sie aber bat, mir den Kopf zu schenken, weigerte sie sich entschieden und es gelang mir erst nach langwierigen Verhandlungen diesen Gegenstand zu erwerben. Trotz der scheinbar leichtfertigen Einstellung der Alten zu derlei Aberglauben, zeigte sie durch ihr Verhalten ihren festen Glauben an die schützende Kraft dieses Fetischs.

Der Kopf ist aus einem Scheit geschnitzt und etwa 35 cm hoch. Die Haare sind aus grobem Flachs hergestellt; ursprünglich besaß er auch einen flachsenen Schnurrbart und einen Strohhut. Zwei angenagelte Holzbolzen geben den Augen ein glotzendes Aussehen. Die Schnitzarbeit ist überaus grob und einfach. Nach übereinstimmender Angabe alteingesessener Dorfbewohner befand sich der Kopf „schon immer“ an diesem Platz. Seine blaue Farbe stammt von einer alten Uebertünchung des Hauses mit Kalk und Waschblau, wobei der Kopf auch mitgetüncht wurde.

Unser Kopf führt keinen besonderen Namen, er heißt einfach Gwawa (w = u), das ist soviel wie „Kopf“. Auch gelang es mir nicht festzustellen, ob er eine bestimmte Person, bzw. irgendeinen Geist darstellt. Bei derartigen vereinzeltten Funden ist es gefährlich um jeden Preis Zusammenhänge zu suchen. Doch kann man sich mit der bloßen Registrierung eines solchen Fundes nicht begnügen; man soll den Fall zunächst nach folgenden zwei Gesichtspunkten prüfen: 1. gibt es in der nächsten oder weiteren Umgebung Gegenstände gleichen Aussehens, die im Brauchtum der Bevölkerung irgendeine Rolle spielen und 2. welchen Gegenständen kommt in

¹⁾ Der Name „Jovenat“ wird gewöhnlich mit Juenna, dem alten Namen des Hemmaberges, der ja auch den Worten Jauntal, Jaunfeld, Jaunstein (slow. Podjunje) zugrundeliegt, im Zusammenhang gebracht, so zuletzt bei G. Graber „Volkleben in Kärnten“, S. 31 ff., wobei beide Namen gewöhnlich für keltisch erklärt werden. Demgegenüber glaube ich mit Grošelj (Časopis za zgodovino in narodopisje, XXVII, S. 193-4), die Namensform Juenna wegen der typisch nicht indogermanischen Endung „-enna“ für vorkeltisch halten zu dürfen. Vgl. Namensformen wie: etruskisch-Ravenna, König-Persenna, iberisch-Dercenna, ligurisch-Albinnum und Muenna in Kleinasien.

dem uns interessierenden Bereiche eine ähnliche oder gleiche Funktion zu. Hier wird man zunächst feststellen müssen, daß geschnitzte Holzköpfe, denen eine Schutzkraft des Viehs zugeschrieben wird, weder in den deutschsprachigen Alpen, noch bei den Südslaven belegt sind. Es ist wichtig hervorzuheben, daß unser Kopf keine Larve ist, wie sie etwa beim Perchtajegen oder Perchtababajagen in Kärnten und im Salzburgischen in Verwendung steht. Unser Kopf ist also keine Maske, die man sich bei allerlei Mummenschanz aufsetzt, sondern eine massige Holzplastik. Wir wissen allerdings, daß in gewissen Alpenländern verschiedenen Masken magische Kräfte zugeschrieben werden. Die in einer Maske verummte Person, stellt nicht nur einen wachstumsfördernden Geist dar, der die Feldfrucht vor Schaden bewahrt, sondern sie besitzt auch gleichsam die Kraft das Gedeihen des Viehs und reichliche Milch, Kindersegen und Wohlergehen im ganzen Haus zu verbürgen. Sie versinnbildlicht ein Wesen, das mit Gewalt und Macht über den ganzen bäuerlichen Lebenskreis ausgestattet ist²⁾. Doch handelt es sich in diesen Fällen durchwegs um die *Vertretung* gewisser Geister nicht aber um ihre *Darstellung*: erst dadurch, daß eine Maske bei gewissen Gelegenheiten getragen wird, erhält sie im Volksglauben ihre magische Kraft. Unser Kopf aber stellt ein Wesen dar, das mit einer magischen Kraft a priori ausgestattet ist.

Es fehlen uns jedwede Anhaltspunkte, um das Objekt der Darstellung zu identifizieren. An einen Heiligen (etwa an den hl. Koloman) wird man schon wegen der Fratzenhaftigkeit nicht denken dürfen. Wir kennen aber eine ganze Reihe von schutzbringenden Fetischen aus den Alpenländern, die ähnliche Funktionen ausüben wie unser Kopf. So hat Marie Andree-Eysen den bemerkenswerten Brauch beobachtet, daß Rindsschädel am Giebel fenster eines Hauses angebracht werden, um das Feuer abzuwehren³⁾. Alexander von Peez weist einen solchen Rindsschädel bei Friesach in Kärnten nach, Wutke spricht von ähnlichen Fällen, wobei Ochsen schädel am Vorratshause oder an der Scheune angebracht werden und den Hof gegen Feuer und Blitz, aber auch gegen Seuchen, das wilde Heer und andere Uebel schützen⁴⁾.

²⁾ Vgl. Wörterbuch des deutschen Aberglaubens, unter „Maske, Maskereien“.

³⁾ „Volkskundliches aus dem Bayrisch-Oesterreichischen Alpengebiet“, 1910, S. 109 ff.

⁴⁾ „Der deutsche Aberglaube der Gegenwart“, 3. Auflage, S. 174.

Lütolf erwähnt das Vorkommen von Ochschädel, welche an einem Hause außen hängen. In der Schweiz schützten sie die Hausbewohner gegen den „Bresten“ (= Pest)⁵⁾. Gehen wir dem Sinn dieser Bräuche nach, so werden wir darin unschwer Opfer erkennen. Interessant ist dazu der Bericht Lexers aus Kärnten, wo bei Ausbruch einer Viehseuche, wenn kein anderes Mittel mehr hilft, ein krankes Vieh lebendig vergraben wird⁶⁾. Hier tritt das Moment des Opfers ganz deutlich hervor. Solange ein Opfer am Hause sichtbar hängt, oder unter der Schwelle des Stalles oder im Dünger vergraben liegt, wirkt es schützend⁷⁾.



Offenbar hat unser Fall nichts mit einem Opfer zu tun. Abgesehen von Hufeisen, die über dem Hauseingang hängen und von gewissen Amuletten, gehen die meisten Schutzmittel auf christliches Brauchtum zurück, von denen die verschiedenen Haussegen, der

⁵⁾ „Sagen aus den fünf Orten“, S. 331 ff.

⁶⁾ Zeitschr. f. deutsche Mythologie 4, S. 409.

⁷⁾ Als derartige Opfer können auch metallene Darstellungen von Tieren stellvertretend fungieren. G. Gräber bringt a. a. O. S. 40-41, diese in Kärnten häufig vorkommenden eisernen Opferfiguren mit der Keltischen Eisenkultur und der Verehrung alter keltischer oder germanischer Lokal-

Agnus Dei geweihtes Holz und geweihtes Salz (aber auch Pentagramme) in erster Linie zu nennen sind. In den Alpenländern ist auch Schutzmalerei bekannt, bei der verschiedene Heilige, vor allem die Nothelfer, dargestellt werden. Unser Kopf aber ist eine typische Schrecklarve, deren Zweck es offenbar ist, Dämonen vom Vieh fern zu halten.

Da wir aber weder bei den Alpendeutschen noch bei den Süd- und Ostslaven⁸⁾ keine, mit dem unsrigen vergleichbaren Fetische finden, können wir unseren Fall als einen ganz vereinzelt betrachten und ihn einer Laune des Aberglaubens zuschreiben. Ob es sich hier an der deutsch-slowenischen Sprachgrenze um einen alten, mittelmeerländischen Kulturbestand handelt, können wir nach dem heutigen Stand der Forschung nicht entscheiden. Jedenfalls sind figurale Darstellungen von Dämonen den Deutschen, sowie den Slaven so gut wie unbekannt. Die Häufung italienisch-mittelmeerländischen „Kultursatzes“ an der deutsch-slawischen Sprachgrenze in den Alpen läßt unsere Vermutung nicht ausgeschlossen erscheinen. Man denke etwa an die Zusammenhänge, die zwischen dem slowenischen Hause in Unterkärnten und gewissen mittelmeerländischen Hausformen bestehen⁹⁾, an das Vorkommen eigenartiger Bienenstöcke in Südkärnten und in Krain (der sogenannte Krainer Bauernkasten), die L. Armbruster in seinen methodologisch, so wie sachlich allerdings recht anfechtbaren Arbeiten, als die alte, „norisch-römische“ Form bezeichnet¹⁰⁾ und nicht zuletzt auch an die Nachbarschaft unseres Fundortes mit einem alten, sicherlich schon vorkeltischen Heiligtum und Wallfahrtsort.

gottheiten in Zusammenhang, da sich ihre Verbreitung im Wesentlichen auf den bayrischen Stamm beschränkt. In seinem Bestreben, das Wuchern keltischer Kulturelemente auf Kärntner Boden nachzuweisen, übersieht G. Graber die Tatsache, daß ähnliche Figuren, allerdings aus Blei in Kärnten schon in der Hallstatt-Zeit nachgewiesen werden können. Sie sind wie Leonhard Franz vermutet, in Sparta entstanden und über fromme spartanische Wallfahrer, denen diese Figuren auch schon als Opfergaben dienten, nach Kärnten gebracht worden. Vgl. „Schriften zur Geistesgeschichte Kärntens“, Bd. 2: „Aus Kärntens urgeschichtlicher Zeit“, 1935, S. 52 ff.

⁸⁾ Die Mitteilung hinsichtlich des Fehlens derartiger Schrecklarven bei den Großrussen und bei den Weißrussen verdanke ich Herrn Professor Dr. P. Bogatyrev.

⁹⁾ Vgl. dazu M. Murko, „Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslaven“, Mitteilungen d. Anthropol.-Ges. in Wien, XXXVI, 1906, S. 12 ff., wo auch Meringers Hypothesen der Kritik unterzogen werden.

¹⁰⁾ „Der Bienenstand als volkstümliches Denkmal“, 1926, S. 80 ff. und „Die alte Bienenzucht der Alpen“, 1928, S. 91 ff., sowie die beigefügte Karte.

Alte Volksbräuche im oberen Waldviertel.

Von Prof. Dr. Franz Schmutz-Höbarten.

Es gibt allenthalben im deutschen Volk mancherlei eigenartiges Brauchtum. Vielfach führen geheimnisvolle Handlungen und Sprüche in Urzeiten zurück und haben ihre Wurzel noch im Heidentum, wenn auch durch christliche Umformung, der wir übrigens nicht selten die Erhaltung solcher Dinge verdanken, manches bis zur Unkenntlichkeit abgeändert erscheint. Es lebt da auch allerlei alte medizinische Volksweisheit weiter.

Gerade das Waldviertel, das in so zahlreichen Sagen uralte Erinnerungen bewahrt, ist in diesem Punkt ein reiches Fundgebiet und es ist daher kein Zufall, daß hier sich auch ein sinnfälliger Nachklang zu dem einen der zwei berühmten Merseburger Zaubersprüche erhalten hat, deren Niederschrift aus dem 10. Jahrhundert stammt. Während diese Niederschrift noch durchaus heidnischen Charakter hat, zeigen spätere Fassungen und so auch die aus dem Waldviertel eine christliche Umformung. Im Althochdeutschen beginnt der in unserer Heimat erhaltene Spruch so:

„Phol und Wodan zogen in den Wald.

Da ward dem Fohlen des Herrn sein Fuß verrenkt“¹⁾.

Der Fuß wird nun von Göttinnen vergebens besprochen, bis ihn Wodan heilt mit den Worten:

„Bein zu Bein, Blut zu Blut,

Glied zu Gliedern, als wären sie fest gefügt (geleimt)!“

Im Waldviertel bespricht man wunde Stellen folgendermaßen:

„Herr Christus und Petrus ritten über die Heide,

da stand ein krankes Vieh auf der Weide;

Herr Christus sprach:

„Sankt Petrus sag’,

was soll geschehen?’

„Du, Herr, kannst befehlen’.

Da sprach er laut:

„Das Bein zum Bein,

das Blut zum Blut,

die Flachs zur Flachs,

das Fleisch zum Fleisch:

Sei alles gut

beim heiligen Blut!“

Die Stelle des Phol und Wodan nehmen in diesem Spruch Christus und Petrus ein und auch der Schluß ist verchristlicht: es wird, was hier naheliegt, Christi Blut angerufen, während in anderen Sprüchen meist das Kreuzzeichen angeschlossen wird.

¹⁾ „Phol ende unodan unorum zi holza. du unart demo balderes nolon sin unoz birenkit.“ Ueber die verschiedenen Auffassungen bei den Wörtern „Phol“ und „balder“ kann hier nicht gesprochen werden.

Im folgenden sollen nun in dieses Gebiet gehörige mündliche und schriftliche Ueberlieferungen aus der Umgebung von Gmünd im oberen Waldviertel mitgeteilt werden²⁾).

Da es für den Bauer von größter Wichtigkeit ist, daß der Viehstand gedeihe, knüpft sich gerade an die verschiedenen Erkrankungen der Haustiere eine große Zahl alter Bräuche. Das Fieber (der Brand) bei Haustieren wird folgendermaßen „gewendet“.

Man legt die beiden Hände mit den Handrücken nach unten so auf das Tier, daß die linke Hand unter der rechten ist, und fährt dreimal über den Rücken des Tieres zurück, wobei man jeweils den Spruch sagt:

„Gott Vater geht über Land,
da brennt heraus der helllichte Brand.
Hellichter Brand, brenn heraus und nicht hinein,
das wird der wahre Sonn- und Mondesschein!“

Darauf macht man jedesmal das Kreuz über das Tier.

Dieser Spruch gehört ohne Zweifel zu den ältesten seiner Art. Die Einleitung entspricht der des oben wiedergegebenen Merseburger Zauberspruchs, die Stabreime, die den ganzen Text durchziehen, sind das charakteristische Merkmal altgermanischer Poesie. Auch hier haben wir zwei Teile: der erste berichtet ein Ereignis, der zweite enthält den eigentlichen Spruch. Gott Vater findet ein fieberkrankes Tier und bespricht die Krankheit. Das Fieber soll „herausbrennen“, denn es geht damit die Krankheit aus dem Leib. Die letzte Zeile mag so zu verstehen sein: wenn der unnatürliche Brand des Fiebers aufgehört hat, dann herrscht wieder Gesundheit. Das Abnehmen des Mondes galt einst als Krankheit; wenn sein Licht wieder erscheint („herausbrennt“), ist er wieder gesund. So soll auch beim fieberkranken Tier der Brand herausbrennen, daß es wieder gesunde. Die Sonne wurde wohl später hinzugefügt.

Ein interessanter Spruch wird beim Wenden der Maden verwendet. Wenn sich bei einem Tier oder auch im Käse Maden zeigen, so geht man *knapp vor oder nach Sonnenaufgang zu einer Brennessel, dreht, nachdem man den Hut abgenommen hat, deren Wipfel langsam um, bis er herunterhängt, und sagt dreimal:*

„Brennessel, laß dir sag'n,
Mei' Schimmel³⁾ hat Mad'n.
Wirst du die Mad'n nit glei' vertreib'n,
So werd' i dir den Krag'n umreib'n!“

Zum Schluß macht man jedesmal das Kreuz über die Brennessel. Diese Pflanze ist nach Sebastian Kneipp, der in seiner „Wasserkur“ uraltes medizinisches Volkswissen gesammelt und der Heilung von Krankheiten aufs neue dienstbar gemacht hat, zwar sehr wertvoll, wenn es gift, faule Säfte aus dem Körper auszuleiten oder den Rheumatismus zu vertreiben, aber wenn sie auf einen Spruch hin aus der Ferne Maden vertreiben soll, dann ist das

²⁾ „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ 1933, Novemberheft: „Krankheits- und Wetterzauber“ von Dr. F. Schmutz-Höbarten.

³⁾ Hier wird immer der passende Name eingesetzt.

ein eigenartiger Aberglaube. Es kommt denn hier auch eine Handlung vor, die symbolisch die gewünschte Wirkung andeutet: so wie die Brennessel, indem man ihr die Spitze abdreht, vernichtet wird, so sollen auch die Maden vernichtet werden⁴⁾.

Etwas Aehnliches finden wir in einem anderen Brauch.

Wenn das Vieh Warzen auf dem Bauch hat, so treibt man es zu einer kleinen Föhre, reißt die Warzen auf, daß sie bluten, und läßt das Blut über den Wipfel des Bäumchens tropfen. Dann zieht man die Föhre aus und setzt sie verkehrt, mit dem Wipfel, ein. Zu geschehen hat das im abnehmenden Mond.

So wie die verkehrt eingesetzte Föhre nicht mehr wachsen kann, so soll es den Warzen ergehen, deren Blut den die Krankheit übernehmenden und nun zum Verdorren verurteilten Wipfel getränkt hat. Der abnehmende Mond bedeutet, daß auch die Warzen abnehmen sollen.

Verstehen kann man den folgenden Brauch. Wenn im Stall die Blattern herrschen, so hängt man fünf Häuptel weiße Zwiebel an verschiedenen Stellen des Stallbodens auf. Es ist bekannt, daß die Zwiebel ein desinfizierendes Mittel ist, das vielfach in Krankenzimmern aufgelegt wird. Sie soll offenbar die bösen Dünste vom Stall herauf auffangen. Warum es aber gerade fünf Häuptel sein sollen⁵⁾?

In einem ähnlichen Fall finden wir wieder den Aberglauben. Gegen die Krankheiten der Schweine legt man Binsen („Bimessen“) auf den Stallboden, die man in der Nacht auf den Charfreitag nach der Kreuzwegandacht ausgestochen hat. Binsen, vor Sonnenaufgang ausgestochen und auf den Boden des Stalls mit den Wurzeln nach oben hingelegt, schützen die Schweine auch vor Hexerei. Man läßt sie liegen und erneuert sie jedes Jahr.

Wenn die Wurzeln nach oben liegen müssen, so bedeutet das wie bei der Föhre und der Brennessel die Vernichtung der Krankheit und des Zaubers. Die Krankheiten stellte man sich übrigens meist durch Zauber entstanden vor. Daß der Todestag Christi gewählt wird, ist wie oben zu verstehen. Wenn die Binse genommen wird, die an sumpfigen Orten wächst, so vielleicht deshalb, weil das Schwein Sumpf und Morast liebt. Indes spielt diese Pflanze auch im germanisch-heidnischen Ackerkult eine Rolle.

Am Charfreitag wird vielfach vor Sonnenaufgang auf dem Kornfeld von der jungen Saat ein Büschlein abgeschnitten und jedem Tier davon etwas in den Futtertrog gegeben. Das hilft gegen das Brennen.

Korn und Brot gelten seit je als heilig. In vielen Sagen kann der Teufel dem Menschen nichts anhaben, wenn er ein Stück Brot bei sich hat. Am Charfreitag aber darf niemand backen, sonst verfolgen ihn die Gewitter. Verweilen diese, wie es in machem Jahre vorkommt, mit Vorliebe an einer bestimmten Stelle, so sagen die Leute: „Hat wieder so eine Hexe 'backen am Charfreitag!“ Oft hört man, wenn jemand den Brotlaib schneidet und dabei schief kommt: „Habe ich schon wieder gelogen?“

⁴⁾ Der Inhalt der beiden letzten Zeilen des Spruches zeigt, daß diese Handlung nicht mehr verstanden wird. Der Spruch ist jünger.

⁵⁾ In manchen Sprüchen kommen die „fünf Wunden des Herrn“ vor. Der Trudenfuß hat fünf Ecken.

Vor dem Barbaratag, am 3. Dezember, soll man mit den vom Brotkneten teigigen Händen Strohbinden nehmen, in den Garten gehen und sie den Bäumen umbinden. Diese Binden bleiben das ganze Jahr an den Stämmen. Vor einigen Jahren konnte man noch viele solche strohgebundene Bäume sehen, doch nimmt diese Sitte stark ab. Es handelt sich hier um das weitverbreitete „Bamschatzen“, das dazu unternommen wird, daß die Bäume reiche Früchte tragen⁶⁾. „Schätzen“ heißt soviel wie „beschenken“, wir haben hier ein Baumopfer vor uns. Wenn der Firmling seinen Paten Geschenke bringt, so nennt man das im Waldviertel „schätzen gehen“.

Am Barbaratag schneiden die Leute gern vor Sonnenaufgang einen Kirschenzweig ab und geben ihn in ein Wasserglas. Wenn man das Wasser fleißig erneuert, so blüht er gegen Weihnachten. Blüht er am heiligen Abend auf, so wird die Tochter des Hauses im kommenden Jahr heiraten.

Weit verbreitet war und ist zum Teil noch heute der Hexenglaube. Man sucht sich durch alle möglichen Mittel gegen bösen Zauber zu schützen. Daß die Hexen nicht in den Stall hinein können, streut man vor und hinter der Stalltür am Abend vor dem Johannistag Mohn aus. Die zahllosen kleinen Körner können die Hexen nicht einsammeln, und solange eins dortliegt, ist ihnen der Zugang verschlossen⁷⁾.

Ein Bursche erfuhr beim Fensterln, daß die Mutter seiner Angebeteten eine Hexe sei. Während er beim Kammerfenster lehnte und mit dem Mädchen scherzte, rief plötzlich die Mutter, welche von seiner Anwesenheit nichts wußte, ihrer Tochter zu: „Steh g'schwind auf, beim Nachbar hab'n sie g'rad ein Kalbl bekommen!“ „Was habts denn ös damit z'schaff'n?“ fragte er verwundert. „Ah, dös alt' Baberl sagt halt was!“ erwiderte das Mädchen. Nach einiger Zeit redete die Mutter wieder herein: „Kannst scho' lieg'n bleib'n, sö hab'n dem Kalbl scho' was G'weichts geb'n!“ Wenn man dem neugeborenen Kalb nämlich zwischen zwei Brotstücken etwas Geweihtes ein gibt, z. B. Palmkätzchen, die zu Ostern geweiht wurden, oder Rosenblätter vom Umgang, so hat die Hexe keine Macht über das Tier.

Gegen die Zauberkünste der Hexen wußten einst die Schinder (Abdecker) allerhand Mittel, besonders die alten Frauen in diesen Häusern. Nagelt man in die Türschwelle ein Geldstück ein, sodaß es sichtbar bleibt, so ist man sicher vor Hexenzauber und Krankheiten. Besonders für und gegen die Liebe wußten diese weisen Frauen Mittel und man wird dabei an die Liebestränke erinnert, die in der alten Literatur öfter vorkommen.

Weit verbreitet war auch der Glaube an die Trud. Gewisse Menschen sollen die Macht besitzen, in der Nacht als Trud umherzuwandeln und andere zu quälen. Aehnlich wie manche Menschen mondsüchtig sind und nachts herumgehen, ohne von sich zu wissen, haben andere angeblich die Eigen-

⁶⁾ Näheres darüber berichtet Dr. Friederike Gorski in der Zeitschrift „Unsere Heimat“ (1934, Nr. 4, S. 107).

⁷⁾ In manchen Sagen erscheint der Mohn auch als rettendes Mittel. Liest ein Uneingeweihter in einem Zauberbuch, so kann es geschehen, daß Raben erscheinen und ihm arg zusetzen. Wenn Mohn unter sie gestreut wird, so müssen sie ihn aufsammlen. Unterdessen liest man den Zauberspruch zurück und ist gerettet. Vgl. „Oberösterreichisches Sagenbuch“ von Dr. A. Depiny, Linz 1933. (Mehrere Beispiele.)

schaft — die Hexenkünste sind im Gegensatz dazu angelernt — in der Nacht als Trud bei geschlossenen Türen und Fenstern Räume zu betreten und Schlafende zu quälen, indem sie sich auf ihre Brust legen und sie drücken oder am Halse würgen. Man erkennt solche Menschen an ihren eigenartig kurzen, entenfußähnlichen Plattfüßen, den Trudenfüßen⁸⁾. Sie waren gefürchtet und man wich ihnen in weitem Bogen aus.

Wenn man in der Nacht an der Tür oder am Fenster die Trud wahrnimmt, so muß man sie ansprechen, dadurch verliert sie ihre Macht. (Der Mondsüchtige kommt, wenn er angesprochen wird, zu sich.) Man verspricht ihr ein Bündel „Haar“ (Flachs) oder etwa ein Stück Brot, das holt sie sich dann am nächsten Tag, indem sie als gewöhnlicher Mensch ins Haus kommt⁹⁾.

Schützen kann man sich vor der Trud dadurch, daß man vor dem Einschlafen die Hände über der Brust kreuzt, ähnlich wie man sich beim Herannahen der wilden Jagd mit gekreuzten Armen und Beinen ins Weggeleise legt. Es erscheint hier wie so oft das Kreuz als Abwehrmittel gegen heidnische Mächte. Eine besondere Kraft besitzt der in einem Zug auszuführende fünfeckige Trudenfuß, den man früher allenthalben in den Häusern sah. Er wurde auf die Wiege der Kinder gezeichnet oder gemalt und die Erwachsenen zeichneten ihn mit Kreide auf die Bettstatt, auf Türen und Truhen. Man kann auch heute noch hie und da dieses Zeichen sehen, das wie das christliche C + M + B ober den Eingängen das Jahr über stehen bleibt. Es schützt nicht nur gegen die Trud, sondern auch gegen allerlei Hexereien. Die Mistel jedoch, die anderwo mit Vorliebe zur Abwehr gegen die Trud an Türstöcken befestigt wird, scheint in unserem Gebiet nicht verwendet zu werden.

Der Verfasser dieses Aufsatzes sprach mit Leuten, die die Trud gesehen haben wollen. Nach ihren Angaben hört oder sieht der aus dem Schlaf Erwachte, wie etwas von der Tür oder vom Fenster her gegen sein Bett kommt. Und schon liegt es auf ihm und drückt ihn, daß er weder sich bewegen noch schreien kann. Er ist dabei angeblich vollkommen wach. Ein Mann bemerkte, wie dieses Nachtgespenst durch den Spalt eines zersprungenen Fensters hereinschlüpfte. Den Körper konnte er nicht genau wahrnehmen, aber der Kopf sah aus wie der einer Fledermaus und die Augen hingen leuchtenden Eicheln gleich nieder. „Und derweil i so hinschau“, sagte er, „sitzt sie scho' auf mir und drückt mi'.“ Ein anderer wurde ständig von ihr heimgesucht. Er schlief in einem Raume zwischen Stube und Stall und oft hörte man ihn nachts schelten und fluchen. Wenn er gefragt wurde, was er habe, sagte er wütend: „Is das Teufelsvieh scho' wieder dag'west!“ Er will die Trud einmal auch von seiner Brust fortgeschoben haben und da schien sie so leicht zu sein wie ein leerer Balg.

⁸⁾ Derartige Füße gelten als Kennzeichen einer Nachkommenschaft aus einer Ahnenreihe, die mit den Schwanenjungfrauen der Heidenzeit in Verbindung stand. S. Franz Kießling, „Frau Saga im niederösterreichischen Waldviertel“ III, S. 43.

⁹⁾ Bekanntlich können auch die Hexen unter gewissen Bedingungen bei Tag ins Haus zitiert werden.

Sollte es sich hier nicht öfter um Halluzinationen handeln? Um Zusammenhänge mit Störungen im Blutkreislauf, in der Verdauung, in der Atmung? Jedenfalls spielte die Erscheinung von Menschen mit abnormalen tierähnlichen Füßen in fernen Zeiten, wo man Unerklärliches stets auf übermenschliche Dinge zurückführte, im Glauben an ein Wesen, das den Menschen „drückt“ und „tritt“, eine Rolle. Vielleicht ist bei diesem Nachtmärchen auch an die Seelen Abgeschiedener zu denken, deren Besuche man fürchtete, vielleicht hängt auch der Glaube an den Vampyr damit zusammen. Wenn gewisse Menschen sich in der Nacht in die Trud verwandeln können, so denken wir auch daran, daß einst der Glaube bestand, es könnten sich Menschen in Wölfe verwandeln (Werwölfe).

Wir haben in den vorliegenden Mitteilungen vielfach Reste germanischheidnischen Glaubens und Brauchtums vor uns. Gerade im Waldviertel haben sich viele solche Erinnerungen erhalten, aber es ist nicht immer leicht, ihrer habhaft zu werden, denn — und das weist auch auf die uralte Bedeutung dieser Dinge hin — das Volk behandelt sie noch heute meist als Geheimnisse und gibt sie nicht gern preis.

Raaberkreuze.

Hans Wilczek erwähnt in seiner Selbstbiographie ein Kreuz in der Nähe seiner Burg, das im Volksmund Raaberkreuz genannt wird. Dieselbe Bezeichnung dürfte auch anderwärts vorkommen, ihre Herkunft aber vielfach unbekannt sein.

Im Jahre 1594 wurde die Festung Raab in Ungarn durch die Türken erobert; vier Jahre kämpften die Kaiserlichen, bis sie endlich die Festung wieder zurückgewannen. Noch im gleichen Jahre 1598 erließ Kaiser Rudolf II. die Bestimmung, daß, Gott zu Ehrn unnd Dancksagung, auch zu lobwürdiger Gedächtnuß der eroberten Vesten Raab an denen Straßen, Pässen und Weegschaiden stainern oder andere Creutz und pet Marter Seulen inner zway Monaten wiederum aufgerichtet, erneuert werde und daß darauf ein Crucifixus gemalt und „mit erhobenen wol leslichen Schwartzten Buechstaben“ die Inschrift angebracht werde: „Sag Gott dem Herrn Lob und Danck, daß Raab wider kommen in der Christen Handt“.

Die ursprünglichen Kreuze mit obiger Inschrift sind wohl fast überall verschwunden, aber sicher an vielen Orten ist das Kreuz erneuert worden und im Gedächtnis des Volkes ist der Name Raaberkreuz haften geblieben.

Hermann Mang.

Kärntner Volkskunstwoche in Drauhofen.

Von Dr. Viktor Winkler-Hermaden.

Die Kärntner Volkskunstwoche, die unter Leitung des Volksbildungsreferenten Dr. V. Winkler-Hermaden vom 1.—5. September in Drauhofen stattfand, vereinigte in dem idyllischen Schloß nächst Spittal a. d. Drau über 60 Teilnehmer aus Kärnten, Steiermark, Niederösterreich, Oberösterreich, Tirol, dem Burgenland und Wien. Als Vortragende wirkten neben dem Tagungsleiter Univ.-Prof. Dr. A. Haberlandt, der Bildungsreferent der Klagen-

furter Arbeiterkammer Dr. H. Haselbach, Prof. A. Anderlüh, Dr. F. Koschier, Fach- und Hauptlehrer F. Vogl, Ing. E. C. Bürger, Dr. Erika Eder und Oberlehrer R. Maier mit. Aufgabe der Woche war es, in das wahre Wesen der Volkskunst einzuführen und zugleich die Möglichkeit zu praktischer Volkskunstpflege in Lied, Spiel, Tanz und Fest zu bieten. Der Tagungsleiter zeigte in seinen grundlegenden Ausführungen das Wesen der Volkskunst und ihre Gegenwartslage auf. Nicht auf die Erhaltung der alten Formen und Inhalte, sondern auf die Bewahrung alten Geistes, von dem die Volkskunst getragen war, kommt es an. Die in der Gegenwart einsetzende stark veräußerlichte Pflege der Volkskunst, die vielerorts zu einer Volkskunstmode führt, birgt große Gefahren für die Volkskunst in sich. In den darauf folgenden Vorträgen wurden das Laienspiel, das Volkslied, der Volkstanz, das Volksfest, das Kinderspiel und Kinderfest und die Volkstracht eingehend besprochen. Für das echte Laienspiel ist die gleiche Grundhaltung, wie sie in den alten Volksschauspielen zutage trat, kennzeichnend. Ein tiefes Erleben der Spieler, eine einfache Spieldichtung von allgemeinem Erlebnisgehalt, und ein Verzicht auf äußere Theatralik. Für das städtische Laienspiel muß allerdings die Forderung strenger künstlerischer Form erhoben werden. Auf dem Gebiet des Volksliedes ist das eigentliche Kärntner Volkslied, das ein ausgesprochenes Liebeslied ist, vom allgemeinen deutschen Volkslied in Kärnten zu unterscheiden, die beide für die heimische Volkskunstpflege von gleicher Bedeutung sind. Dem Volkstanz, der sowohl im heldischen Geist, wie in religiösen Kulturen und im Liebesleben unserer Vorfahren seinen Ursprung hat und der stets ein ausgesprochener Gemeinschaftstanz ist, obliegt die große Aufgabe, unser geselliges Leben auf eine höhere Stufe zu erheben.

Kinderfeste und Schulfeste müssen vor einem bewahrt werden, das heute leider in vielen Orten noch allzu fest verwurzelt ist: vor der ausgesprochenen Vorführung. Ursprüngliches kindliches Erleben allein darf die Grundlage dieser Feste sein, von denen die Geistigkeit der Erwachsenen ferngehalten werden muß. Alle Schausstellungen, Kostümierungen, Tanzauführungen, Theatervorstellungen der Kinder sind unbedingt zu vermeiden. Auch die Volksfeste bedürfen einer durchgreifenden Neugestaltung. Erste Aufgabe der Volkskunstpflege auf diesem Gebiet ist es, auf den Kirchtagen einen Wandel herbeizuführen. Die Erhaltung alter Trachtenformen hat nur dort Sinn, wo die Tracht noch den Anforderungen unserer Zeit entspricht. Wo dies nicht mehr der Fall ist, soll in Anlehnung an alte Formen eine neue zeitgemäße Kleidung geschaffen werden, für die allerdings bestimmte allgemeine Richtlinien aufgestellt werden müssen. (In der anschließenden Arbeitsgemeinschaftstagung für Lehrer an Bauernschulen hat Univ.-Prof. Dr. Haberlandt gemeinsam mit den anwesenden Teilnehmern derartige Richtlinien festzulegen versucht.)

Als „Volkstanz- und Volksliedpflege der Gemeinschaft“ können die praktischen Übungen bezeichnet werden, von denen die Nachmittagsstunden erfüllt waren. Denn auch hier war das Wesentliche nicht die Übung, sondern die geistige Grundhaltung, aus der heraus die Volkskunst ihre Pflege fand. Das gleiche war von den Spielen zu sagen, die im Halbkreis der Tagungsteilnehmer als Gemeinschaftsspiele zur Aufführung gelangten. Vor allem übte ein bäuerliches Laienspiel unserer Tage „Saat und Ernte“ von J. Bauer eine

erschütternde Wirkung aus. Die Bauern von Hühnersberg, von denen die meisten zum ersten Male an einem Spiel mitwirkten, spielten mit unnachahmlicher Treue sich selbst. Auch das „Opfer der Notburga“ von Novak-Burgstaller und „Schulner“ von Rendl spiegelten bäuerliches Wesen wieder. „Die natürliche Nachtigall“, die anschließend an das Kinderfest zur Auf- führung gelangte, bot eine Stunde ungetrübtester Heiterkeit. Innerhalb dreier Tage wurde von allen Tagungsteilnehmern das Chorspiel „Lohendes Feuer“ von Becker erarbeitet. So einten sich in der Volkskunstwoche ernste Arbeit und Stunden des Frohsinns, über allem aber schwebte der Geist des Gemein- schaftslbens. Und noch eines verschönte die Tagung: die unermüdlche Tat- und Hilfsbereitschaft der Hausfrau, Frau Direktor Domenig und ihrer ebenso gastlichen Helferinnen sorgte dafür, daß die landwirtschaftliche Schule in Schloß Drauhofen zu einem Heim wurde, von dem ein jeder nur schweren Herzens Abschied nahm.

Arbeitsgemeinschaft für Lehrer an Bauernschulen am Litzlhof in Kärnten.

Im Anschluß an die Kärntner Volkskunstwoche in Drauhofen wurde in der landwirtschaftlichen Schule Litzlhof vom Kärntner Volksbildungsreferat eine Arbeitsgemeinschaftstagung der Lehrer an Bauernschulen abgehalten, in der neben den Leitern und Lehrern der Bauernschulen auch die Bauern- schaft selbst zu Worte kam. Die Aussprachen dieser Tagung waren für alle Teilnehmer wertvoll und für die Bauernschularbeit sehr ersprießlich. Neben den Fragen der Organisation und Einführung der Bauernschulen gelangte vor allem die Frage der Volkstracht in Kärnten und die Bedeutung der national-politischen Lage für die Bauernschule im ehemaligen Abstimmungs- gebiet zur Erörterung. Einvernehmlich mit Univ.-Prof. Dr. Haberlandt, der allgemeine Grundsätze für die Neugestaltung der Trachten aufstellte, wurden Richtlinien für die Einbürgerung zeitentsprechender Trachtenformen durch die Bauernschulen festgelegt. Wegweisend waren die Ausführungen des Leiters der Bauernschule Kühnsdorf über die Errichtung und Führung seiner Schule. Es ist zu hoffen, daß die vor zwei Jahren erstmalig vom Volks- bildungsreferat in einigen Orten ins Leben gerufenen Kärntner Bauernschulen allmählich im ganzen Land als bäuerliche Kulturmittelpunkte zur Einführung gelangen werden.

Literatur der Volkskunde.

Karl Meisen: Die Sagen vom wütenden Heer und vom wilden Jäger. (Volkskundliche Quellen, H. 1), Münster i. W., Aschen- dorff, 1935, 144 Seiten.

Das Buch enthält eine große Anzahl von literarischen Belegen zu dem im Titel angegebenen Thema, die von den ältesten Quellen bis zum 18. Jahrhundert reichen. Die neueren Zeugnisse wurden mit Rücksicht auf

ihre größere Bekanntheit weggelassen. Der Verfasser hat sich mit großem Fleiß seiner Aufgabe entledigt und darf sich der Ueberzeugung hingeben, daß niemand, der an die Bearbeitung jenes Fragenkreises herantritt, das Büchlein unbeachtet lassen darf.

Aufgabe der Forschung wird es nunmehr sein, den Wert dieser Quellen, der ihnen für die Erkenntnis des Wesens der in ihnen geschilderten Bräuche zukommt, kritisch abzuwägen.

Dr. R. Kriss.

Raimund Zoder: Volkstänze aus Oesterreich. Klavier zu zwei Händen. Wien, Doblinger, 1935.

Nach und nach wird der reiche Schatz der österreichischen Volksmusik nun doch der Oeffentlichkeit übergeben. Zoders neue Ausgabe enthält bezeichnenderweise alte und neue Aufzeichnungen nebeneinander, entnimmt also aus alten Musikantenhandschriften wie aus den sammlerischen Aufzeichnungen der Gegenwart, besonders den vorarlbergischen Niederschriften Prof. August Schmitts. Die 21 Stücke stammen aus ganz Oesterreich und sind durchwegs wertvolle Musik. Das niederösterreichische Menuett in A (um 1800) (Nr. 3), der „Schubertländer“ aus Reidling (Nr. 5), der Lingenauer Schottisch mit dem Trio, das dem des Radetzkymarsches ähnelt (Nr. 18), scheinen besonders bemerkenswert. Da die Märsche und Tänze zur Gänze neu veröffentlicht und quellenmäßig belegt sind, steht der wissenschaftlichen Benützung nichts im Weg. Den schlichten Klaviersatz besorgte Alexander Pöschl. Zoder hat hier die Zahl seiner Volksmusiksammlungen um eine sehr schätzenswerte bereichert.

Leopold Schmidt.

J. Schick: Corpus Hamleticum. Hamlet in Sage und Dichtung, Kunst und Musik. I. Abteilung: Sagengeschichtliche Untersuchungen. Leipzig, Otto Harrassowitz.

1/2 Das Glückskind mit dem Todesbrief. Europäische Sagen des Mittelalters und ihr Verhältnis zum Orient, X + 405 Seiten, 1932. RM. 30.—.

1912 erschien der erste Band dieses gewaltigen Unternehmens, das der gesamten Hamletforschung die Krone aufsetzt. Behandelte der erste Band das Motiv vom Glückskind im fernerem Orient, so legt Schick hier nun die Varianten des Motives in der europäischen Sage vor, zunächst in der mittelalterlichen Kaisersage, wobei die Priorität der byzantinischen Form angenommen wird. Wie immer, so beruht auch hier der große Vorteil des Werkes in der Tatsache, daß alle Zeugnisse und Spielformen quellenmäßig, ja sogar stets im Urtext und der Urschrift sowie in den dadurch kontrollierbaren Uebersetzungen vorgelegt werden. Das erste Intermezzo behandelt dann Affinitäten und Affiliationen der Sage, wie die Geschichte vom Uriasbrief, die Sagen von Bellerophon, Kai Chosrau und verwandtes, von denen Schick wohl Aehnlichkeit mit dem Hamletmotiv bei Saxo grammaticus zugibt, genetische Beziehungen jedoch, die oft genug behauptet wurden, bestreitet. Die Darstellung der Glückskindmärchen steht noch aus.

4/1 Die Scharfsinnsproben. Der ferne Orient. XII + 450 Seiten. 1934. RM. 30.—

Das in der Erzählungsliteratur ungemein wichtige Motiv wird hier in den Gruppen seiner Ueberlieferung dargestellt. Zunächst werden Ichnologische Proben, Vaterprobe, Kennerprobe, Edelmutprobe und Erbschaftsteilung — Kästchenwahl im indischen Kreis vorgeführt, dann dieselben Motive bei den Juden und bei den Arabern. Auch hier kommt, wie im ganzen Werk, die unendliche Belesenheit, der staunenswerte Ueberblick über die gesamte Weltliteratur zum Vorschein, welche allein den Verfasser zu diesem Werk bevollmächtigt. Die volkscundliche Forschung hat sich schon oft in auslegender Weise an Shakespeare erprobt, aber hier wird diese Forschungsweise und damit ein ganzer Zweig der deutschen Shakespeareforschung zur Vollendung geführt.

Leopold Schmidt.

Max Michel: Die Volkssage bei Abraham a Sancta Clara. (Form und Geist, Bd. 31), 73 Seiten. Leipzig, Hermann Eichblatt, 1933. RM. 3.50.

Nachdem schon einige Dissertationen über Sprichwörter, Fabeln und Schwänke bei unserem großem Prediger geschrieben wurden, liegt nun hier eine sehr fleißige Arbeit über die Sage (mit Einbeziehung der Legende) bei ihm vor, die zu recht bemerkenswerten Ergebnissen kommt. Michel hat im Gesamtwerk Abrahams nicht weniger als 1500 Sagen feststellen können. Davon scheint nur ein sehr geringer Bruchteil auf mündliche Ueberlieferung zurückzugehen; der überwiegend größte Teil sind Buchsagen — wie ich in Anlehnung an meinen terminus „Zeitungssagen“ diese Gattung benennen möchte — die zumeist der Predigtliteratur der Zeit entstammen. Michel ist es gelungen, als Hauptquelle J. B. Bagatta, Admiranda orbis Christiana (1680) nachzuweisen. Ein reiches Verzeichnis der sicheren und möglichen Quellenwerke (S. 68 ff.) führt uns in diese Geisteswelt ein. Leider erfahren wir von dem Sagengut selbst etwas zu wenig; ein umfassendes Motivregister wäre durchaus am Platz gewesen.

Leopold Schmidt.

Gustav Schnürer und Joseph Ritz: St. Kümmeris und Volto Santo (= Forschungen zur Volkskunde 13/15), Düsseldorf, L. Schwann 1934. 123 Abbildungen, VIII + 341 Seiten.

Nach den Monographien über St. Antonius, St. Anna und St. Nikolaus ist nun in den Forschungen zur Volkskunde, welche sich der religiösen Volkskunde vor allem angenommen haben, eine weitgreifende Untersuchung über eine Volksheilige erschienen. Schon der Titel kündigt an, daß Schnürer hier den von ihm jahrzehntelang vertretenen Gedanken von der Hl. Kümmeris als „mißverstandenen“ Volto santo durchgeführt hat. So wird denn zunächst auf legendarischem Gebiet der Legendenkreis um die Hl. Kümmeris durchbesprochen, im Anschluß daran die Namen der Heiligen erörtert. Die wenig zahlreiche Gruppe der Sante Hulpe-Bilder schließt sich an, welche durchwegs als Salvatorbilder erklärlich sind. Die drei folgenden Kapitel stellen den sachlichen Kern des Werkes dar, da sie Geschichte, Legende und Kultgeschichte des Volto santo auf das gründlichste besprechen. Auf dieser Seite wird kaum

noch etwas beizubringen sein. Das Schlußkapitel behandelt die Ausbreitung des Kümmeris Kultes, welcher sich nach Schnürers Annahme von Steenberg in Folge einer dortigen Verehrung eines allerdings nicht mehr vorhandenen *volto Santo* aus verbreitet haben soll. Die Denkmäler sind, soweit sie den Verfassern bekannt wurden, mit großer Genauigkeit beschrieben und untersucht. Für Oesterreich fehlt eine ziemliche Anzahl. Hagiographisch ist die Aufgabe des Werkes wohl gelöst: Es hat nie eine Hl. Kümmeris gegeben. Volkskundlich ist dies wenig wichtig. Die volkskundliche Frage nach dem Motivenschatz der Kümmerislegende, nach dem Inzestmotiv, nach den Vorformen in Gestalt gekreuzigter Jungfrauen und vielem anderen ist dagegen kaum angeschnitten, jedenfalls nicht geklärt. Dadurch wird dieses hervorragend ausgestattete Werk mehr zu einem Ausgangspunkt als zu einem Abschluß der Forschung.

Leopold Schmidt.

Gudmund Schütte: *Gotthiod und Utgard. Altgermanische Sagegeographie in neuer Auffassung.* Herausgegeben mit Unterstützung des Carlsbergfonds. I. Band, Buch 1, Kap. I—V. Jena, Frommann, 1935, 336 Seiten.

Zunächst muß festgestellt werden, daß der im Untertitel verwendete Ausdruck Sagegeographie nicht identisch ist mit dem allgemein so bezeichneten terminus Sagenkartographie. Nicht die geographische Verbreitung von Sagen wird hier festgelegt, sondern aus den Sagen heraus der Gesichtskreis, ja die Weltanschauung der Altgermanen zu erschließen gesucht. Im Gegensatz zu dem mythologischen Weltbild, das F. Bork für die Germanen der Edda zu gewinnen versucht, wird hier aus den Zeugnissen der Sage die geographische Orientiertheit, die reale Weltanschauung dargestellt. Die Gesamtheit des Germanenvolkes, das Gotthiod, hatte so wie seine einzelnen Glieder nach Schüttes Ansicht bereits gewisse geographische Vorstellungen, welche sich zunächst in den Ausdrücken Midgard und Utgard zeigen, welche demnach bei Schütte wieder eine rein realistische Rolle spielen, nicht eine kulturphilosophische wie bei Bernhard Kummer. Schütte baut auf diesen altgermanischen Grundlagen auf und gliedert die erschlossenen Daten stets in die Zonen Innenzone, Mittelzone, Außenzone und Nullzone ein, wobei er die Zeugnisse nach den verschiedensten Methoden auswertet, nicht zuletzt nach denen der epischen Gesetzmäßigkeit, wobei Vordergrund und Achtergewicht besonders in der Namenverteilung eine große Rolle spielen. Auf diese Weise interpretiert Schütte den altgermanischen, den gotischen, angelsächsischen und nordischen Gesichtskreis, wobei die „Mannungsstammtafel“, also die taciteische Mannussage, wie die Widsithgedichte besonders neuartig herangezogen werden. Das Werk enthält eine Fülle anregender Probleme, versucht alte Streitfragen oft überraschend zu lösen und ist für die germanische Volks- und Altertumskunde von hoher Bedeutung.

Leopold Schmidt.

Karl Gustav Fellerer: *Das deutsche Kirchenlied im Ausland (Deutschtum und Ausland, 59/60),* Münster, Aschendorff, 1935. XII + 366 Seiten. RM. 10.70.

Das Kirchenlied und seine Erforschung bedeutet für die Volkskunde eine wichtige Hilfsquelle und Hilfswissenschaft, da die Fäden zwischen

Kirchenlied und geistlichem Volkslied stets eng geknüpft erscheinen. So ist denn das Werk Fellerers, das eine erste Sichtung und Darstellung des auslanddeutschen Kirchenliedgutes bedeutet, sehr begrüßenswert und wird manche Frage der Volksliedforschung mit klären helfen. Es enthält außer der Darstellung des Bestandes in den einzelnen auslanddeutschen Gegenden vor allem genaue Angaben über die einzelnen Gesangbücher und die Herkunft deren Lieder, wobei sich sehr interessante Beziehungen zum Mutterland ergeben, die Reichweite mancher Gesangbücher, etwa des berühmten großen württembergischen, festgestellt wird. Die innere Entwicklung der Lieder, ihr Verhältnis zur neuen Umwelt, der Wandel des Kirchenliedgutes im Zeitenlauf und viele derartige Fragen sind eingehend und mit großer Sachkenntnis besprochen. Liedverzeichnisse und ausführliche Register machen das Buch sehr brauchbar.

Leopold Schmidt.

Gottfried Henssen: Volksmärchen aus Rheinland und Westfalen. 172 Seiten. Wuppertal-Elbfeld, Martini und Grüttefien, 1932. RM. 3.85.

Es ist stets erfreulich, wenn man sieht, daß auch in Binnendeutschland Neuaufzeichnungen noch durchaus möglich sind. Die hier vorliegenden Märchen (und Schwänke) sind gewiß fast zur Gänze längst bekannt, doch ist der Wert der Variantenaufsammlung so selbstverständlich, daß man sich der Ausgabe nur freuen kann. Der Herausgeber hat weit mehr gesammelt, als hier vorliegt. Die Auswahl ist mehr für den praktischen Gebrauch, nämlich als Jugendbuch, als für wissenschaftliche Zwecke, doch ist die Art der Erzählung gut volksmäßig. Zu 12 (Wir leben ohne Sorgen) sei angemerkt, daß, so wie hier der Schwank von Kaiser und Abt von Friedrich dem Großen erzählt wird, ich ihn in Niederösterreich als auf Kaiser Joseph gemünzt aufzeichnen konnte. — Die beigegebenen Anmerkungen beziehen sich vor allem auf Aarne und Bolte-Polívka. Es wäre trotzdem zu empfehlen, stets auch die Nummern bei Grimm anzugeben, da man zunächst doch stets danach greift.

Leopold Schmidt.

Fritz Byloff: Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern (= Quellen zur Deutschen Volkskunde 6), Berlin, de Gruyter, 1934.

Oesterreich hat mit diesem Werk zweifellos die Darstellung seiner Hexenprozesse gefunden, welche dem klassischen Werk Sigmund Riezlers (Geschichte der Hexenprozesse in Bayern, 1896) ebenbürtig ist. In sachlichster Weise werden sämtliche Aktenauszüge vorgelegt und alles nur erreichbare Material über sonst nicht mehr nachweisbare Prozesse auf diesem Gebiet, dem gesamten Umkreis des *crimen magiae* kritisch geprüft. Die durchaus volkstkundliche Einstellung des Juristen Byloff bringt es dabei mit sich, daß das Material gleichzeitig auch schon gebrauchsfertig für die Volksglaubensforschung vorgelegt wird. Der richtige Einbau des Hexenwesens in die Geistesgeschichte sowie wichtige Einzelbeobachtungen, etwa das Wandern von Westen nach Osten, die starke Beteiligung der Slowenen besonders als Opfer, sichern dem Werk kulturgeschichtlichen Wert weit über den einer Quellensammlung hinaus.

Leopold Schmidt.

E. Schneeweis: Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten. 267 Seiten, 45 Abbildungen. Cilli Druzba Sv. Mohorja 1935.

Niemand wohl mochte sich der philologisch-kritischen Bearbeitung von Brauch und Glauben der Südslawen mit mehr Gewähr für ertragreiche Sichtung unterziehen als der Verfasser, der seinerzeit schon die Ueberfülle des Stoffes der südslawischen Weihnachtsbräuche Zug und Zug gemeistert hat. Man wird in einer vielseitigen Darstellung und Ueberschau nicht das gleiche Eingehen auf alle Einzelheiten erwarten können, doch strebt die Arbeit gleichfalls kulturgeschichtliche Zergliederung und Zuordnung des dargebotenen Stoffes mit folgerichtiger Bedacht an. Hauptgesichtspunkte bieten hiefür die Erwägung, ob es sich um indogermanisches oder altslawisches Erbgut handle, ob Entlehnungen und Anknüpfungen an klassisches Kulturerbe bestehen oder ob Lehngut bezw. Uebertragung aus dem deutschen oder romanischen Kulturkreis vorliegt, was am Schluß jedes Abschnittes kurz vermerkt wird. Einleitend behandelt Schneeweis die Gestalten des volkstümlichen Glaubens. Die Vilen deutet er durchaus einleuchtend als die im Sturm und Wind einherfahrenden Seelengeister junger Mädchen, die unter klassischem Einfluß zunehmende Vermenschlichung erfuhren, bemerkenswert ist auch die Vorstellung, die ungetauft verstorbene Kinder als eine Art Vögel mit Menschenköpfen erscheinen läßt. Dies sowohl wie die Erscheinung von Drachenheroen dürfte bildhaft an apokalyptischen Klostermalereien anknüpfen. Ertragreich behandelt im Rahmen des Familienlebens Schneeweis besonders die Totenbräuche und das Sippenfest, — vielleicht beschert uns für Familien- und Sippenleben der Verfasser einmal noch eine besondere Studie, die dann den Resten der Couvade und illyrischen Vorformen dieser Gemeinschaftsüberlieferungen vermehrtes Augenmerk zuwenden sollte. Außer der Betrachtung des Jahreslaufes bietet das Buch ferner eine knappe Uebersicht über die Bräuche und Anschauungen im häuslichen Leben, bei Ackerbau und Ernte, bei der Pflege der Haustiere, wie in einzelnen Tätigkeiten und Berufen, so daß auch weltanschauliche Zuordnung zu bestimmten Lebenskreisen hieran angebahnt erscheint. A. Haberlandt.

Jan de Vries: Altgermanische Religionsgeschichte. Band I. Einleitung. Die vorgeschichtliche Zeit. Religion der Südgermanen. (= Grundriß der Germanischen Philologie, 12/1), 335 Seiten, 8 Tafeln. Berlin, Walter de Gruyter, 1935.

An die Stelle des Artikels von Egon Mogk ist in der Neuauflage des Grundrisses der langerwartete eigene Band Religionsgeschichte gerückt, welcher als umfassende Darstellung unter anderem auch dafür entschädigen muß, daß die Religionsgeschichte von Karl Helm nicht über den ersten Band hinaus gediehen ist. In umfänglicher und durchgearbeiteter Form werden zunächst Quellen und Forschungsgeschichte dargestellt. Es folgt eine ausgezeichnete Auswertung der vorgeschichtlichen Zeugnisse, für die Felszeichnungen in engem Anschluß an Almgren. Aus den Nachrichten der römischen Zeit wird in kritischer und klarer Form alles nur mögliche herausgehoben, wobei die große Zurückhaltung in etymologischer Hinsicht und die Berücksichtigung aller bereits geäußelter Meinungen bestens auffällt. De Vries

geht in machen Dingen weit mehr auf Grimm als auf die hyperkritische Periode zurück. Bei der Behandlung des heidnischen Glaubens der einzelnen Stämme äußert sich dies wiederholt, so bei der eigentlich unvermuteten Nennung der Ostara, an deren allgemein-südgermanischen Geltung nicht zu zweifeln sei (Seite 233). Eine völlige Neuheit in religionsgeschichtlichen Darstellungen bietet das 7. Kapitel: Das volkskundliche Material. Obgleich De Vries in der Einleitung des Werkes wichtige und kritische Meinungen über das aus der Volksüberlieferung zu erschließende vorbringt, zeigt schon der Titel und die vorwaltende Skepsis, daß hier weitaus nicht das für einen außerchristlichen Volksglauben gewonnen wird, was wohl zu gewinnen wäre. Ähnlich wie die skandinavischen Gelehrten beschränkt sich De Vries auf die agrarischen und periodischen Bräuche. Beim Kultbrauch fehlt fast alles, was die Religiöse Volkskunde in den letzten Jahren erarbeitet hat, besonders Opferwesen, Baum- und Quellenkult. Diese bedauerliche Zurückhaltung schädigt das ganze sonst hervorragend verdienstliche Werk.

Leopold Schmidt.

Josef Nadler: Das stammhafte Gefüge des Deutschen Volkes. 206 Seiten, eine Karte. München, Kösel und Pustet, 1934.

„Deutsche Stammeskunde ist Lebenskunde und Lebenslehre des deutschen Volkes.“ (Seite 9.) Der Vorkämpfer der stammheitlichen Betrachtungsweise der deutschen Geistesgeschichte legt hier eine Summa vor, welche in großartig zusammenfassender und überschauender Art die Ergebnisse seiner Forschung vorweist, die er in der gewaltigen Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften erarbeitet und begründet hat. Was hier, in Nadlers neuestem Buch, intuitiv und infolge der Kürze und sprachlich meisterlichen Raffung vorweggenommen klingt, ist dort, in der Literaturgeschichte, eindringlich begründet und belegt. Der enge Zusammenhang dieser Art der Geistesgeschichte mit der Volkskunde seit August Sauers Rektoratsrede „Literaturgeschichte und Volkskunde“ liegt auf der Hand. Vertiefende Nacharbeit von seiten der Volkskunde wird der Erforschung der von Nadler aus den Stämmen her gesehenen und aufgebauten „Geistnation“ am ehesten fruchten, Bestätigung oder Berichtigung in gebührender Ehrfurcht vor dem Werk eines Meisters.

Leopold Schmidt.

K. Moszynski: „Kultura ludowa Slowian“, 2. Band, 1. Teil, „Kultura duchowna“, VI + 725 Seiten, Krakau 1934.

Wir besitzen bisher keine zusammenfassende Darstellung des gesamten slawischen Volkslebens, in seiner Mannigfaltigkeit und Bunttheit. Die Arbeiten Niederles beschränken sich auf die großzügig angelegte Sammlung slawischer Altertümer und auf die Rekonstruktion altslawischer Zustände. Eine übersichtliche und alle Lebensgebiete umfassende Arbeit auf dem Gebiete der slawischen Volkskunde muß also unter allen Umständen begrüßt werden. Diese Aufgabe stellte sich der hervorragende Krakauer Ethnograph K. Moszynski, als er sich an die Veröffentlichung seiner großen Enzyklopädie des slawischen Volkslebens machte. Sein Werk „Kultura ludowa Slowian“ wird wohl lange das Standardwerk bleiben, von dem aus die slawischen

Volkskundler in ihren Arbeiten werden ausgehen müssen. Der erste Band dieser breit angelegten Serie hatte die materielle Kultur der Slawen zum Gegenstand. Jetzt liegt der erste Teil des zweiten Bandes vor, der die geistige Kultur der Slawen behandelt. Der Autor macht uns zunächst mit der volkstümlichen „Wissenschaft“ bekannt und zeigt uns, wie sich der Slawe das Weltall und unseren Planeten, das Tier- und Pflanzenleben, die Ursachen der Wetterbildung u. s. w. vorstellt. Es zeigt sich dabei, daß die slawischen Völker recht eingehende Kenntnisse von den Naturgesetzen haben, wenn sie diese Kenntnisse auch mit recht originellen Vorstellungen verbinden und mitunter die einzelnen Erscheinungen auf unerwartete Art deuten. Der Autor geht auch ausführlich auf die Volksmedizin ein, schildert uns jene Vorstellungen, die das slawische Volk vom menschlichen Seelenleben besitzt und behandelt dann den Zahlensinn sowie die einzelnen slawischen Maßsysteme.

Der Autor geht dann zur Darstellung des slawischen Religionslebens über. Nach den einleitenden Kapiteln, in denen sich Moszynski mit den Begriffen „Kult“, „Magie“ und „Zauberei“ theoretisch befaßt und viele recht beachtenswerte Ansichten über ihr Wesen ausspricht, geht er auf die einzelnen religiösen Vorstellungen ein. Wir erfahren da viel Neues über die Rolle der einzelnen Himmelskörper im mytischen Denken des Slawenvolkes, über die Vorstellungen, die sich an den Wind, das Gewitter, die Irrlichter, die „Elemente“ (Feuer, Wasser, Luft und Erde) knüpfen; der Autor führt uns weiter die verschiedenen Abarten des Volksglaubens vor Augen, die mit Pflanzen und Tieren in Verbindung stehen, immer in seiner sachlich-nüchternen und doch in vielem überzeugenden Art und schließt seine Arbeit mit einer in sich geschlossenen Abhandlung über die slawische Dämonologie, wobei allerlei Spukgestalten, unholde Wesen und Schreckgespenster, wie sie bei den einzelnen slawischen Völkern bekannt sind, zur Darstellung gelangen. In den letzten Kapiteln behandelt Moszynski die volkstümliche Interpretation des Christentums, wie sie bei den katholischen und orthodoxen Slawen vorzufinden ist.

Moszynski's Arbeit ist nicht nur ein gediegener und einschlägiger Beitrag zur Slawenkunde, sondern auch ein in mancher Hinsicht richtunggebendes und in seiner Anlage zweifellos auch für den Nichtslawisten ganz bedeutendes Werk. Moszynski tappt nicht im Dunkel rekonstruierter Urgeschichte und läßt sich nicht auf historisierendes Raten ein. Seine Darstellung ist durchaus beschreibend und vergleichend. Statt den Ursprung jeder einzelnen Erscheinung zu suchen und sich ins Dickicht gewagter Theorien zu begeben, schildert Moszynski die Sachlagen, so wie sie heute sind und ersetzt die übliche „Tiefenforschung“ durch den Reichtum des im zeitlichen Querschnitt zusammengetragenen und nach sicheren Grundsätzen zu- und beigeordneten Materials. Zu bedauern ist nur, das Moszynski keine Literaturangaben macht, was er allerdings in seiner Einleitung begründet. Zu bedauern ist ferner auch, daß die Alpenlawen in Moszynski's sonst so ausführlichen Arbeit kaum zur Sprache kommen und somit in den großen Zusammenhang der slawischen Kulturen, wie sie der Volkskundler sieht, nicht mit einbezogen werden.

Alexander Issatschenko.

A. Haberlandt: „Volkskunde des Burgenlandes“. Hauskultur und Volkskunst. (Oesterreichische Kunsttopographie, Band 26), VII und 135 S., 206 Abb., 1 Karte. Wien, R. M. Rohrer 1935.

Die österreichische Kunsttopographie tritt mit dem vorliegenden Band zum ersten Mal an die Aufgabe der Sichtung auch der Volksgüter Oesterreichs, seiner reichen volkstümlichen Hauskultur und seiner Volkskunst heran. Man darf wohl sagen, es bedeutet einen schwerwiegenden Erfolg der Volksforschung, wenn ihr Gewicht für alle Fragen der Kunst- und Kulturentwicklung, wie der Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte heute endlich so weit anerkannt ist, daß man in einem so hoch bedeutenden Werke denkmalpflegerischen Charakters die Aufnahme volkskundlicher Bestände nicht mehr unterlassen will, mag aber auch daran erinnern, daß dem Burgenlande als Kulturlandschaft eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Als jüngstes Glied dem Staate Oesterreich eingefügt, dem deutschösterreichischen Volks- und Kulturraume aber seit einem Jahrtausend schon innigst verwachsen, bietet das Burgenland in seiner bis in die letzten Zeiten bewahrten patriarchalen Haltung in Siedlung, Hauskultur, Tracht, Handwerk, Handel und Wandel alter Tage das Bild einer Betriebsamkeit dar, die heute den Wiederbelebungs- und Anknüpfungsversuchen in der Pflege von Volkskunst und Volkstum als Beispiel vor Augen gerückt werden kann. Sind doch Werke der Volkskunst, zumal Töpferarbeiten, Majoliken, Stickereien, Glasarbeiten in den Sammlungen des Burgenlandes in vorbildlichen Beständen vorhanden. Nicht leicht wird man auch anderswo als in dem vorliegenden Werk typische Ortsanlagen in so lehrhafter Auswahl aus den Katasterplänen ausgezogen finden, um daran vergleichende Siedlungsforschung treiben zu können. Den Ausbauproblemen der Siedlung wird im Text in geschichtlicher wie in städtebaulicher Betrachtung besonderes Augenmerk zugewendet, ebenso der Hofanlage, ihrer Entwicklungsgeschichte und Typologie. Von hervorragendem kulturgeschichtlichen Interesse sind auch in diesem Raum zwischen Westen und Osten aufgerollte Fragen der deutschen Volkstracht älterer Tage, so daß wissenschaftlicher und lebensgemäßer Gehalt der Arbeit gleich ins Gewicht fallen und alle werktätigen Kreise des Architektenstandes und des Kunstgewerbes ebenso wie Volksforscher und Kunsthistoriker sowie Volksbildner in dem Bande Anregung und Förderung für ihren Beruf und ihre Bestrebungen finden werden.